



ARMEE

Rundschaun

Magazin des Soldaten

HEFT 7 • JULI 1968 • PREIS 1 MARK

„Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ – Nun, so ganz hundertprozentig trifft dieses Sprichwort nicht auf die „Verteidigungsaktion“ zu, die die Genossen einer Nachrichteneinheit während der Truppenübung „Florett“ starteten. Sie hatten zwar gegraben, und es war auch jemand in ihre Grube gefallen. Allerdings nicht sie selbst, doch auch nicht die, für die die Falle gedacht war. Außerhalb des Postenbereichs der Gefechtsstellung ihrer Einheit hatten die Unteroffiziere März, Pietzsch und Hummel und der Funker Steinert entsprechend des Kampfauftrags ihre Funkstationen aufgebaut. Natürlich mußten sie diese gegen eventuelle Überfälle des „Gegners“ sichern.

Bloß wie?

Ständig einen oder mehrere Posten aufzustellen, reichten ihre Kräfte nicht aus, schließlich mußten ja die Stationen ununterbrochen besetzt sein.

Also was tun? Bei Pietzsch „blitzte“ es.

Das war's. Das könnte die Lösung sein. Es kostete zwar ein hartes Stück Arbeit – sie hatten ja nicht viel Zeit dafür –, aber als sie ihr Fallgrubensystem, gut getarnt, rings um ihre Stellung fertig hatten, fühlten sie sich einigermaßen sicher.

Der erste „Reinfall“ ließ auch nicht lange auf sich warten.

Im Morgengrauen des nächsten Tages: Erst ein Rascheln und Knacken, dann ein dumpfer Fall und im gleichen Moment lautes Schimpfen, Fluchen. Sie stürzten hinzu. Mühsam verkniffen sie sich das Lachen. Feldwebel Nagler rappelte sich aus der Grube hoch, Schultern und Arme mit Zweigen und Ästen „garniert“. Glücklicherweise machte er gute Miene zum bösen Spiel: „Wenn ihr glaubt, auf diese Weise um den Frühsport herumzukommen, seid ihr auf dem Holzweg. Also los, fertigmachen!“

Der nächste, den es erwischte, war Leutnant Wolf. Er kam zur Kontrolle der Funkstationen, unangemeldet. Schadenfreude soll ja wohl die reinste Freude sein. Ich will ihnen nichts unterstellen, aber ähnliche Regungen werden die Genossen sicher gespürt haben, als sie ihren Zugführer gut getarnt im Netz zappeln sahen.

Allmählich wurde ihnen ihr Sicherheitssystem jedoch selbst ein bißchen unheimlich.

Noch höhere Vorgesetzte mit dem Graben Bekanntschaft machen zu lassen, wollten sie doch nicht riskieren. Also setzten sie lieber einen „Lotsen“ ein, der die Genossen der Kompanieleitung und des Stabes notfalls zu ihnen führen konnte.

Wi.



Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



Bergmannsfreud

Was mir an der AR besonders gefällt, ist die große Liebe und Begeisterung für unsere Soldaten, die Du auch bei älteren Bürgern auszulösen vermagst. Es ist schön, und es erfüllt mich immer wieder mit Stolz, zu wissen, daß wir Arbeiter und Soldaten einundderselben Sache dienen, nämlich der Stärkung und dem Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes. Ich grüße durch die AR alle Soldaten unserer stolzen NVA mit einem herzlichen „Glück auf!“ Euer Wismutkumpel

Karl Stamm, Schlewo

Sockensorgen

Neulich brachten Sie eine Karikatur, in der ein Soldat seiner Frau die zerrissenen Socken zusammen mit einem Strauß Rosen präsentiert. Unser Großer bringt ja auch in jedem Urlaub einen Batzen pflegebedürftiger Socken mit, aber an einen Blumenstrauß hat er noch nicht gedacht.

Lisbeth Arnhack, Karow

Da sollte er sich aber „auf die Socken machen“!

Todeskandidaten

Könnten Sie mir erklären, was das Wort „Kamikaze“ bedeutet? Frank Muschter, Dresden

Das ist ein Begriff aus der japanischen Geschichte, „göttlicher Wind“ bedeutend. Mit diesem Namen wurden im zweiten Weltkrieg jene japanischen Flieger belegt, die sich in mißbrauchter Opferbereitschaft mit ihren Maschinen auf gegnerische Schiffe und Flugzeuge stürzten, um diese zu vernichten, und dabei den Tod fanden.

Es darf nichts unter den Tisch fallen

Mich interessiert, ob die jeweilige Dienststelle verpflichtet ist, sämtliche Belobigungen in

das Wehrstammbuch einzutragen.

Gefreiter d. R. Welsch,
Plauen

Es sind grundsätzlich alle Belobigungen aufzuführen.

Klargestellt

Die Satzstellungen in der Innendienstvorschrift auf Seite 29 und 30 über das Tragen von Zivilkleidung führen zu Verwechslungen. Mir ist nicht ganz klar, daß Berufssoldaten mit Dienstgrad Unteroffizier zwar Zivilsachen im Schrank aufbewahren, sie aber laut vorhergehenden Absatz nicht anziehen dürfen. Ich hätte nun

einmal gern gewußt, wie die DV genau ausgelegt wird.

Unteroffizier Möllerhenn,
Groß-Glienicke

Alle Genossen ab Feldwebel aufwärts, die in einem Dienstverhältnis als Soldat auf Zeit bzw. Berufssoldat stehen, dürfen Zivilkleidung in der Unterkunft aufbewahren und sie auch außer Dienst tragen.

Spitzenfahne

Ich las in Eurer Zeitschrift den Begriff „Gösch“, weiß aber damit nichts anzufangen.

Hans-Jürgen Ruff, Jena

Das ist eine Flagge, die an einem Fahnenstock auf dem Bug des Schiffes geführt wird.

Wer ist wer?

In Deiner Märzausgabe bringst Du den Artikel „Barrikaden am Alex“. Der Kampfgenosse Ernst Zinnas wird hier Hermann Wilhelm Glasewaldt genannt. Aus unseren Geschichtsbüchern war mir bekannt, daß der Schlossergeselle Glasenapp heißt. Nun taucht seit 1966 in der Geschichtsliteratur der neue Name Glasewaldt auf. Über seinen Vornamen waren sich die Autoren auch nicht einig; mal wird er Heinrich, mal Hermann, mal Wilhelm genannt. Wie heißt der Kampfgenosse Ernst Zinnas nun wirklich?

Herbert Holst, Schwerin

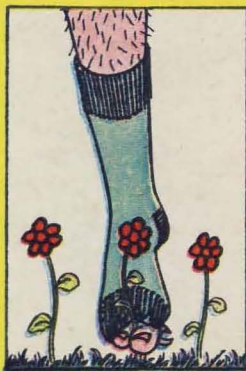
Glasewaldt, so sagen es zeitgenössische Dokumente aus. Der andere Name ist falsch und fand durch eine Oberflächlichkeit Eingang in einige Geschichtsbücher. Der Rufname (Vorname) wird noch erforscht. Zur damaligen Zeit waren drei, ja vier Vornamen geläufig, die unterschiedlich gebraucht wurden.

Eins von der kleinen Sorte

Var längerer Zeit hörte ich etwas von dem polnischen U-Boot „Krakowiak“. Können Sie mir einige technische Daten geben?

Volkmar Strohbach, Geithain

U-Boote der Klasse „Krakowiak“ werden zumeist für die Ausbildung benutzt. Wasser-



verdrängung: 380–420 ts;
Länge: 51 m; **Breite:** 4,9 m;
Geschwindigkeit: 13 sm/h (über Wasser), 10 sm/h (unter Wasser); **Bewaffnung:** 2 Torpedorohre, 1 Geschütz 45 mm; **Besatzung:** 24 Mann.

Enorme Geschwindigkeit

Wieviel Umdrehungen macht ein MPi-Geschöß in der Sekunde?
Gefreiter Wällter, Großenhain

Beim Verlassen der Laufmündung etwa 3100 Umdrehungen.

Verteidiger ...

Der Herr aus Hohndorf (Post sack 4/68) ist mit seinem Hohn, die AR wäre einfallslos, seinerseits recht einfallslos. Ich finde, das Soldatenmagazin zeichnet sich gerade durch gute Einfälle aus – auch, was die niveaувollen und originellen Mädchenfotos sowie die Bildfeuilletons angeht. Der Redaktion vorzuwerfen, die AR wäre nicht mehr gut aufgemacht, ist schon nicht mehr höhnisch, sondern ausgesprochen hämisch!

Werner Thale, Berlin

... haben das Wort

Ich könnte mich stets mächtig aufregen, wenn einzelne Leute schreiben, die AR hätte in der Qualität nachgelassen. Im Gegenteil. Die AR ist „dufte“. Macht bitte weiter so!

Josef Zirr,
Karl-Marx-Stadt

Hohe Ränge

Gibt es in unserer Volksarmee den Dienstgrad Marschall?

Gerd Uwert, Holle

Nein. Der höchste Dienstgrad ist Armeegeneral.

Umweg nicht nötig

In der Reservistenordnung wird festgelegt, daß für eine Ausbildung zum Offizier der Reserve auch Absolventen von Hoch- und Fachschulen vorrangig herangezogen werden. Müssen nun solche Absolventen, die weder einen aktiven Wehrdienst noch eine Reservistenusbildung geleistet ha-

ben, erst 18 Monate als Soldat dienen, ehe sie später zum Offizier ausgebildet werden?

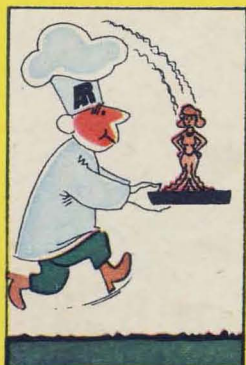
Soldat Stölzner, Gotha

Nein, denn diese ausgewählten Reservisten erhalten in der Regel gleich eine mehrmonatige Ausbildung an einer Offiziersschule.

Mehr oder weniger?

Ich bin Berufssoldat, zur Zeit auf einer Unteroffiziersschule, möchte aber Offizier werden. Bekomme ich später das Geld eines Unteroffiziers oder werde ich als Offizierschüler bezahlt?

Unteroffizierschüler Krause, Zwickau



Die gleichen Dienstbezüge wie in der Truppe erhalten nur diejenigen Offizierschüler, die schon mindestens drei Jahre Soldat auf Zeit sind; allerdings auch nur dann, wenn diese Summe höher als die monatliche Vergütung für Offizierschüler liegt.

Komplizen

Achsenmächte – diesen Begriff fand ich in einem Werk über den zweiten Weltkrieg. Welche Staaten verborgen sich dahinter?

Hans-Dieter Anselm, Jena

Die beiden faschistischen Mächte Deutschland und Italien zur Zeit ihres chauvinistisch-aggressiven Bündnisses 1936–1943 (auch Achse Berlin–Rom genannt).

Zugreifen

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Hinweise auf Bezugsmöglichkeiten von Büchern über Handfeuerwaffen geben könnten.

Gerd Hennig, Schellenberg

Wir empfehlen die beiden Bände von Jaroslav Lugs „Handfeuerwaffen“. Der Deutsche Militärverlag gibt im Herbst dieses Jahres eine Neuauflage heraus. Bestellen Sie sie schon jetzt bei einer Buchhandlung, bevor dieses interessante Werk wieder vergriffen ist.

Kann es extra geben

Kann man neben einer Auszeichnung mit dem Klassifizierungsabzeichen auch noch belobigt werden?

Feldwebel Assolm, Leipzig

Belobigungen, Prämiierungen und staatliche Auszeichnungen werden durch eine Verleihung des Abzeichens in keiner Weise eingeschränkt.

Jedem recht getan ...

Unteroffizierschüler Dittmann meint im Aprilheft, daß die abgebildeten Domen in der AR nicht immer seinem Geschmack entsprechen. Uns munden sie jedenfalls. „Koch“ weiter so!

Soldat Abetz und
Soldat Knebel, Torgelow

Falscher Waffenstolz

Ich muß dem Genossen Stabsmatrosen d. R. Karl K. widersprechen, wenn er der Meinung ist, daß kein ehemaliger Matrose eine andere Uniform anziehen würde (Postsack 4/68). Er besitzt keinen Waffenstolz, sondern im Höchstfall Uniformstolz. Ich war selbst fünf Jahre Angehöriger unserer Seestreitkräfte. Im vergangenen Jahr wurde ich als Obermeister d. R. zum Reservistenlehrgang in ein mot.-Schützenregiment einberufen. Ich habe diese Uniform mit genau so viel Stolz getragen wie die der Volksmarine.

Unterleutnant d. R. Beygang,
Rochlitz

Diesen „Waffenstolz“ finde ich nicht in Ordnung. Ob Angehöriger der NVA oder der Kampfgruppen – wir sind doch nicht nur Klassenbrüder, sondern auch Waffenbrüder. Setzen die Kampfgruppen nicht alle ihre Kräfte ein, um ebenfalls unsere Heimat zu schützen? In meiner Hundertschaft haben wir im III. Zug fast nur Reservisten, darunter sechs ehemalige Angehörige der Volksmarine. Diese denken aber nicht so wie der Stabsmatrose K. Heinz Fischer,
Karl-Marx-Stadt

Stabsmatrose K. ist auf dem falschen Dampfer. Ich selbst bin Mitglied der Kampfgruppe Kyffhäuserhütte Artern seit 1962. Zwei Jahre später ging ich zur Volksmarine. Als ich 1967 in Ehren entlassen wurde, gab es keine Frage: Bei der Kampfgruppe wird wieder mitgemacht.

Stabsmatrose d. R. Andres,
Nikolausrieth

Mir scheint, bei dem jungen Mann gibt es noch einige ideologische Unklarheiten über den Zweck und die Aufgaben unserer Kampfgruppen. Jede Waffengattung hat ihren Waffenstolz, aber das darf nicht in Überheblichkeit ausarten. Wenn Stabsmatrose Karl K. seine Ausbildungszeit bei der Volksmarine gut genutzt hat und fleißig lernte, müßte es

ihm jetzt Freude bereiten, sein Wissen den Genossen der Kampfgruppen zur Verfügung zu stellen.

Herta Plache, Leipzig

AR-Sammler

Wer kann mir die AR 1960 bis 1966 zusenden? Biete „Jugend und Technik“ oder „Melodie und Rhythmus“.

Bernd Richter, 7901 Koßdorf,
Mühlberger Str. 30

Suche die Hefte 3, 5, 7 und 8 1966. Biete die Hefte 3, 4, 6 und 7/1967.

Andreas Meyer,
90 Karl-Marx-Stadt,
Straße der Nationen 28

Wer kann mir mit AR-Jahrgängen aushelfen, die vor 1966 erschienen sind?

Peter Paschold,
726 Oschatz,
Wellerswalder Weg 17

Spezialausstatter

In Leipzig soll es einen HO-Spezielladen für Uniformen und militärische Effekten geben. Könnt Ihr mir die Adresse mitteilen?

Gefreiter Messemer, Leipzig

Ernst-Thälmann-Str. 46, Telefon: 6 56 88.

Dank nach Dessau

Als Bastler von Modellen der NVA-Technik wurde mir von der Pioniereinheit in Dessau sehr bereitwillig geholfen. Ich möchte mich hiermit bei allen Genossen bedanken, die mich so freundlich unterstützt haben.

Feldwebel d. R. Leonhardt,
Greppin

Wenn der Vater mit dem Sohne...

Wenn ein Vater mit seinem Sohn in einer Einheit dient, dürfen sie sich per „Du“ oder rufen sie sich per „Sie“ anreden?

Johann Drosdzik, Kremen

Im Dienst mit „Sie“, in der Freizeit mit „Du“.

Rohrkrepierer

„Zur Bekämpfung von gepanzerten Flugzeugen findet sowohl das rückstoßfreie Geschütz als auch die Panzerabwehrlenkrakete Anwendung“ – so steht es in der Notiz „Gekoppeltes Waffensystem“ im Maiheft. Ist das nun ein Scherz oder steht das Flugzeug auf einer Rollbahn?

Andreas Gläß, Berlin

Wir wollten weder mit diesen Kanonen nach Spatzen (sprich Flugzeugen) schießen noch ein neues Waffensystem vorstellen und hatten auch keinen verspäteten Aprilscherz im Sinn. Tauschen wir deshalb das Flugzeug gegen ein Fahrzeug um!



Vignetten: Klaus Arndt



Eine alte, oft gestellte Frage. Und die Antwort? Auch keinesfalls neu: Beides! Das „Kann“ der DV heißt eben: Das ist die Richtschnur, es ist möglich. Das „Kann“ heißt aber auch: Die Verantwortung, wie darüber endgültig entschieden wird, trägt der Kommandeur. Und seine Entscheidung ist bindend, ist „Muß“! Womit gesagt sei, daß es eben nie klug ist, nur das aus den Vorschriften herauszulesen, was einem paßt. Zum Beispiel nur die Tabelle über den Ausgang.

Noch vor der Ausgangstabelle steht nämlich, daß die Kommandeure die Gefechtsbereitschaft zu berücksichtigen haben. Und beides zusammen erst läßt den Sinn dieser Ordnung erkennen.

Nun behaupten Sie kühn, daß von den zehn Unteroffizieren Ihres Zuges zwei völlig ausreichen würden, um Ordnung und Disziplin im Zug aufrechtzuerhalten. Danke. Ich behaupte, dazu reicht sogar nur einer. Trotzdem müssen 50 Prozent der Unteroffiziere ständig im Objekt verbleiben, so klagen Sie über den Kompaniechef, weil Sie vielleicht meinen, das sei dessen Erfindung. Dabei sind 50 Prozent nur das Minimum. In anderen Waffengattungen ist der Prozentsatz wesentlich höher. Nein, der Sinn dieser Ordnung von garantierter Mindestbereitschaft und zugestandener Entspannung liegt tiefer. Er liegt unmittelbar im Sinn unseres Soldatseins selbst.

Sie, Genosse Unterfeldwebel Gabriel und Ihre Genossen, sehen nur die tausend „normalen“ friedlichen Tage, an denen „nichts los ist“ – es sei denn ein Alarm auf Probe oder eine Übung. Und sehen nicht die einzige „unnormale“ fürchterliche Minute, da der Teufel los wäre, würden wir nicht tausendmal „umsonst“ einsatzbereit sein.

Und eben diesen allereinzigen, ich weiß nicht wie wahrscheinlichen oder unwahrscheinlichen Fall zu verhindern, sind wir, die ganze Armee, ist jeder einzelne von uns da. In dieser so alles entscheidenden Stunde sich zu bewähren, müssen nicht nur Sie als Unteroffizier, müssen 50, 60, 70 oder was weiß ich wieviel notwendige Prozent der jeweiligen Waffengattung vom Soldaten bis zum Offizier sofort mobilisierbar und kampffähig sein. Das ist der Sinn unseres Soldatseins.

Vorworte sind oft kleine Programme, sind Kompaß zum Verständnis des Gesamthaltendes. So auch bei der DV-10/4. Dort wird der Standort- und Wachdienst als eine wesentliche Voraussetzung für die ständige Gefechtsbereitschaft bezeichnet und als Gefechtsaufgabe definiert.

Unterfeldwebel Gabriel und Genossen fragen:
Warum läßt unser Kompaniechef nur 50 Prozent in Ausgang, obwohl die DV-10/14 sagt, jedem Unteroffizier steht nach Dienst Ausgang zu? Was gilt nun eigentlich?

Gefreiter Rudolf fragt:
Wird um die Vergatterung nicht eigentlich zu viel Wind gemacht? Die Wache und die Tagesdienste sind doch militärische Dienste wie jeder

Oberst Richter antwortet



Der Soldat im Wachdienst und im diensthabenden System hat neue höhere Pflichten, deren Verletzung unter Umständen auch strafrechtlich geahndet wird, und er hat Vollmachten bis zum Gebrauch der mit scharfer Munition geladenen Waffe. Im diensthabenden System und als Wachangehöriger ist er Soldat im militärischen Einsatz. Ist das etwa kein neuer Status? Zum Zeichen des Antritts dieser Machterhöhung dient nun die Vergatterung. Sie ist also keinesfalls nur Symbolik und traditionsbedingt, wenn auch die Form auf eine alte militärische Überlieferung zurückgeht.

Der Inhalt ist auch heute noch der gleiche: Soldat, werde Dir der besonderen Verantwortung und der Größe Deines Auftrages bewußt! 10 Sekunden des Schweigens, das ist der Kern der Vergatterung.

Was kann in 10 Sekunden wohl nicht alles gedacht und beschworen werden!

Dies muß es auf jeden Fall sein: In Deine Hand ist Leben und Sicherheit gegeben. Erweise Dich des Vertrauens unserer Republik würdig!

Ihr Oberst

Richter



Oberst Herbert Mauer sitzt links hinter ihm. Er blickt nicht zur Leinwand, sondern beobachtet das Gesicht in der Reihe vor ihm, das der Lichtkegel von Zeit zu Zeit wie Mündungsfeuer, wie Brandflammen aus dem Dunkel herausausschneidet. Und dieses Gesicht ist unbewegt, wie erstarrt, zur Leinwand gerichtet, die die Grausamkeiten auf der Schuhprüfstrecke, im Zellenbau und aus dem Krematorium in die Gegenwart wirft. So hat das Gesicht damals in die Brände gestarrt, auf die Erhängenen an den Masten und Bäumen, in die Massengräber, die sie entdeckten. Und zur Front, wenn es befahl „Ogonj!“ Feuer und Vernichtung gegen die Vernichtung, Vergeltung für die Erhängenen, die Erschossenen, für die Verwüstungen, für Hunger und Tränen.

Herbert Mauer hat dieses Gesicht nie vergessen in den zweiundzwanzig Jahren, seit jenem Tage im Winter, als der Mann, dem es gehört, an ihm vorbeigetragen wurde im Graben, an dessen Wand Herbert Mauer sich preßte, um der Bahre Platz zu geben, und wo die Decke nur das blasse, starre Gesicht freiließ, das er ein paar Stunden zuvor davon abgehalten hatte, Ogonj zu befehlen und Tod gegen die Deutschen im Kessel, deren Kommandeur die Bedenkzeit dann ausgenutzt hatte, jenen Feuerüberfall auf den Stab vorzubereiten, der auch den Generalmajor Gorbатов auf die Bahre warf.

Er hat das Gesicht nie wieder gesehen, nie wieder in die blauen Augen Gorbatows geblickt, die graue Flecken hatten, wie Aschespuren der Brände. Nie wieder hat er seine tiefe Stimme gehört, nie Antwort auf seine Frage erhalten. Er hat nie gewußt, alle die Jahre, daß Gorbатов wieder aufgestanden war von der Bahre. Heute Morgen hat Herbert Mauer in der Zeitung gelesen, daß Gorbатов, Generalleutnant außer Dienst, mit einer Delegation sowjetischer Kriegsveteranen die Deutsche Demokratische Republik besucht, daß er heute im ehemaligen Konzentrationslager einen Kranz niederlegen wird. Und Herbert Mauer ist losgefahren, mit Hoffnung und Freude, das Gesicht zu finden, das damals tot auf der Bahre lag, der Stimme und den Augen entgegen, die ihm die Antwort nicht mehr hatten geben können, weil der Kessel seine letzte Chance mit seiner letzten Grausamkeit erschlug.

Herbert Mauer hat das Gesicht erreicht, hat es erkannt und läßt es nicht aus den Augen, folgt nicht dem Film, denn er war dabei, als das Konzentrationslager befreit wurde, und da braucht man zur Erinnerung keinen Film.

Schweigend verlassen sie den Kinosaal. Schweigend stehen sie draußen, in der Gegenwart. Da brennt ihnen die Sonne das Graue aus den Augen, und der Wind wirft ihnen den Geruch der Erde ins Gesicht und ein Lied, das drüben hinter der Mauer aus der Kaserne marschiert. „Das sind wir, das sind Eure Genossen, in der Arbeiter-Bauern-Armee.“ Sie verstehen das Lied und lauschen ihm. Und Herbert Mauer will sie nicht stören in diesem Schweigen.

Die Antwort

Gorbатов raucht. Immer noch ‚Kasbek‘. Und er dreht immer noch die Zigarette am eingedrückten Mundstück zwischen Daumen und Zeigefinger, die Glut zum Körper gerichtet. Und zu jedem Zug senkt er den Kopf immer noch nach seiner großen Hand, deren Höhlung die Zigarette verbirgt. Der Wind durchfingert seine grauen, lichten Haare. Wenn Gorbатов die hohe Pelzmütze trug, wirkte sein Kopf von vorn immer wie ein kräftiger kegelförmiger Zapfen. Vorgesetzte und Unterstellte nannten ihn ‚Klin‘, der Keil. Damit war nicht nur sein Kopf gemeint, sondern auch sein Wesen und die Wirkung seiner militärischen Operationen. Herbert Mauer erinnert sich, wie das Wort der Bahre gefolgt war, tausendmal ausgesprochen von Gorbatows Soldaten, erschrocken, liebevoll, traurig und zornig gegen den Feind und gegen ihn, Herbert Mauer. Gorbatows Soldaten blieben in den Stellungen und schickten

ihrem ‚Klin‘ ihr Feuer und ‚Urraah‘ des Angriffs nach wie Ehrensalven für ihren verstummten General.

Gorbatow tritt die Zigarette aus. Herbert Mauer zieht die Schirmmütze vom Kopf, wischt die Hand über die Stirn und tritt zu ihm. Sie sehen einander an. Er erkennt das Nachdenken in Gorbatows Augen und hilft ihm.

„Herbert Mauer“, sagt er, und Gorbatow flüstert den Namen, zweimal. Da fügt er hinzu: „Kessel bei Kotschansko, Nationalkomitee“, und Gorbatow nickt heftig, aber Erkennen ist noch nicht in seinen Augen. Da sagt Herbert Mauer das Wort, das Gorbatow ihm sehr spät erst erlaubte: „Klin!“

Gorbatow preßt die Augen zu, hebt die Arme, seine Hände gleiten über seinen Kopf nach hinten in den Nacken. Von dort schnellen sie plötzlich auf Herbert Mauers Schultern und reißen ihn zu sich.

Nebeneinander tragen sie an der Spitze der Delegation einen Kranz dem Obelisk entgegen. Die Rotbanner Gorbatows und seiner Begleiter glühen wie Splitter aus den Dreiecken vom Obelisk.

Das Wiedersehen der zwei hat alle ergriffen. Aber keiner von ihnen, nicht einmal Gorbatow, weiß, was es für Herbert Mauer bedeutet.

Denn keiner von ihnen, nicht einmal Gorbatow, kennt Herbert Mauers Gedanken und Gefühle, die ihn noch an die Grabenwand drückten, als die Bahre mit dem blassen starren Gesicht längst an ihm vorübergetragen war und auch die Helmkuppen der beiden Soldaten, die ihren General trugen, nicht mehr zu sehen waren. Gedanken und Selbstvorwürfe über das Opfer, das sich nicht gelohnt hatte, das er mitverschuldete. Und jedesmal, wenn Herbert Mauer in all den Jahren einen Kranz niederlegte, legte er ihn auch für Gorbatow nieder.

Während sie auf das Mahnmal zuschreiten, marschiert draußen, hinter der Mauer des ehemaligen Konzentrationslagers das Lied, dem sie vorm Kinosaal schon lauschten, ins Gelände. Es begleitet sie, und Herbert Mauer singt etwas mit und er bemerkt, daß sie alle plötzlich im Marschrhythmus des Liedes gehen. Als sie den Kranz niederlegen und vor den schwörenden Steinfäusten stehen, hat das Lied auf einmal ein Echo, ein dunkles, das näher kommt, in fremden Rhythmus und fremder Sprache, die Herbert Mauer an die Front erinnern, an die Einheiten des Generals Gorbatow, bei dessen Stab er sich eines Tages als Beauftragter des Nationalkomitees meldete.

Der Bunker war heiß und roch nach Tee und Tabak. Gorbatow aber war wie ein Eiszapfen, und seine Worte lösten sich langsam von ihm wie Tropfen, die immer auf den gleichen Punkt schlagen, kalt und lähmend. Seine Tätigkeit hielt er für Rechtfertigung, die immer zu spät kommt. Mauers Erfolge erkannte er nicht an, denn die Angst deutscher Soldaten, die, als sie noch siegten, lachten und sangen, war für ihn keine Grundlage zu echter Überzeugung. Der Feind verstand und verdiente nur die Sprache

der Waffen. Die deutsche Arbeiterklasse hatte versagt, als sie zuließ, daß russische Frauen und Kinder verschleppt, erschlagen, vergewaltigt, daß russische Soldaten und Offiziere und Kommunisten gefoltert und verscharrt wurden. Gorbatow vertraute keinem Deutschen.

Die Verhandlungen mit ihm führte Mauers Begleiter, Major Krutkin. Jedesmal kam er aufgeregt vom General zurück, schritt im Bunker auf und ab, warf sich auf seine Pritsche, sprang wieder auf und schlug fortwährend den rechten Handrücken gegen seinen Mund. Er schimpfte nicht, er sprach nie über die Unterredungen mit Gorbatow. Er handelte. Aber auch die waghalsigsten und erfolgreichsten Unternehmungen der Mitglieder des Nationalkomitees, die auf beiden Seiten Leben erhielten, löschten Gorbatows Mißtrauen nicht aus.

Eines Tages kehrte Krutkin ruhig von ihm zurück, legte sich hin und starrte zu den Deckenbalken des Bunkers hoch. Herbert Mauer schrieb an einem Flugblatt. „Gibt es etwas“, fragte er, „Neuigkeiten, Meldungen fürs Flugblatt?“

„Meldungen ja, Neuigkeiten ja, alte. Aber nicht fürs Flugblatt. Ich weiß, Gorbatows Frau, Tochter und Sohn, in Minsk am Anfang schon erschlagen, an den Füßen aufgehängt, ein Schild, Tod der Kommunistenbrut!“



Da wußte Mauer, daß Gorbatows Mißtrauen Haß war, der mit dem Krieg noch nicht zu Ende sein würde. Er begriff, daß der Haß bei manchem Narben zurücklassen würde, die, wenn sie auch nicht mehr schmerzten, so doch an die Schmerzen erinnerten. Und jeder Deutsche, der überlief an Gorbatows Frontabschnitt, konnte dabei gewesen sein in Minsk.

Draußen nähern sich die Lieder einander, ihre Worte und Melodien fliegen den Marschkolonnen voraus, und ihre Ordnung löst sich allmählich auf, je tiefer sie ineinander eindringen. Sie verlassen den Obelisk und die schwörenden Steinfäuste. Zum Krematorium wenden sie sich. Zwischen Mauer und Gorbatow ist kein Kranz mehr. Gorbatow hakt sich ein bei ihm, wie damals während seines zweiten Besuches beim General.

Gorbatow hatte ihn rufen lassen. Zum ersten Male. Heiß war es in der niedrigen Stube des Bauernhauses. Nach Tee roch sie und nach Tabak. Aber Gorbatow war kein Eiszapfen. Er saß hinter dem Tisch auf seinem Feldbett, eine Pelzweste um die Schultern gehängt, und zwischen seinen Händen dampfte ein Teeglas. Er erhob sich, trat zu ihm, hakte sich bei ihm ein und führte ihn zum Tisch, wo er sich wieder auf seinen Platz setzte. Er goß Wodka in zwei Feld-

becher und schob einen Teller mit Schwarzbrotstücken zur Tischmitte. Gorbatows Augen blieben auch beim Trinken auf ihn gerichtet, blau, mit den aschgrauen Brandspuren, als er ein Stück Brot gegen die Lippen preßte und seinen Duft einsog. Er füllte die Becher wieder und ein zweites Glas mit Tee. Alles tat er schweigend. In seinen Augen war kein Mißtrauen mehr, ein bißchen Trauer und viel Freundlichkeit, die er löste. Und Herbert Mauers Augen brannten, die Lider zuckten und schwere Müdigkeit sank über ihn, nach den Nächten am Lautsprecher, über Flugblatttexten, bei Befragungen und Diskussionen mit Übergelaufenen. Sie tranken und schwiegen. Plötzlich erhob sich Gorbatow, die Weste rutschte von seinen Schultern. Er schritt zum Fenster, kehrte wieder zum Tisch zurück, blieb hinter Herbert Mauer stehen, der Schwarzbrot kaute, um sich wachzuhalten und dem es nach Wochen des Wartens nicht auf ein paar Minuten ankam, bis Gorbatow ihm die Hand hinstreckte und Genosse zu ihm sagte.

Dann senkten sich Gorbatows Hände auf seine Schultern, lagen schwer und groß auf ihnen. „Deine Eltern“, sagte er, „deine Frau und Tochter“, sagte er, „die Faschisten...“ Und in seinen Augen war nur noch Trauer, grau und tief bis auf den Grund, wie über den Verlust seiner eigenen Familie, aufgehängt an den Füßen,



Tod der Kommunistenbrut. Auch die Faschisten. Eingehakt treten Mauer und Gorbатов zu den Verbrennungsöfen. Bis heute weiß Herbert Mauer nicht, ob sein Vater in einem solchen Ofen verbrannt oder irgendwo verscharrt wurde, ob die Haut seiner Frau vielleicht zu einem Lampenschirm oder Bucheinband geworden war.

Nebeneinander gehen Gorbатов und Mauer durch den Leichenkeller, wo das Blut der Erschlagenen und Erschossenen große rostbraune Flecken im Zementboden zurückgelassen hat. Flecke, die eine Weile am Himmel flimmern, als sie heraustreten aus dem Keller. Blut im Augenhimmel seiner Tochter. Flecken, die erst zurückfallen müssen ins Gedächtnis, ehe der Mai wieder hell ist.

Dann hakt Mauer sich bei Gorbатов ein. Achtzehntausend sowjetische Kriegsgefangene wurden im Lager ermordet, verscharrt, erfroren, verhungerten. Wie schwer war es, wenn man so etwas wußte, deutsche Kriegsgefangene gesund zu pflegen, satt zu machen, zu wärmen und anzuziehen. Wie schwer war es, wenn man so etwas wußte, zu verlangen, das „Ogonj!“ aufzuschieben, auf das vernichtende Feuer der Vergeltung zu verzichten, das Leben derer zu erhalten, die den Tod ins Land geworfen hatten. Wie schwer war es, Haß und Mißtrauen allmählich in Vertrauen umzuwandeln. Und als Gorbатов Mauer vertraute, vertraute er noch lange nicht allen anderen, war er noch lange nicht von der Notwendigkeit der Tätigkeit Mauers überzeugt. Auch bei Kotschansko noch nicht, wo Herbert Mauer, als alle Aufforderungen vom Kessel abgelehnt worden waren, vorschlug, eine Gruppe von Mitarbeitern mit dem Kapitulationsangebot in den Kessel zu schicken, der letzte Versuch.

„Schluß mit der Agitation, Genosse Mauer“, hatte Gorbатов gesagt. „Das Warten an der Front ist gegen uns. An der Front überzeugt man eben erst nach dem Sieg.“

„Da ist es für viele zu spät.“

„Zu spät war es für sie schon in dem Augenblick, als sie unsere Grenze überschritten.“

„Und wir brauchen sie trotzdem!“

„Diese Barbaren! Wozu! Diese Kreuzritter!“

„Mit wem sonst sollen wir das neue Deutschland machen?“

Gorbатов antwortete nicht. Er rauchte, den Kopf zur Hand gesenkt, deren Höhlung die Zigarette verbarg. Dann wurde er ans Telefon gerufen und erhielt den Befehl zum Warten, zu handeln, wie Herbert Mauer es vorgeschlagen hatte. Gorbатов hatte kein Wort mehr gesagt. Herbert Mauer war nach vorn in die Stellungen gegangen, mit den Parlamentären vom Nationalkomitee, und hatte auf ihre Rückkehr dort gewartet. Und dort hatte er das Feuer aus dem Kessel über sich hinwegrasen gehört, das mit einem Ausbruchversuch verbunden gewesen war.

Gorbатов hatte recht gehabt, im Falle von Kotschansko, wo sie erst nach dem Siege überzeugt hatten, den Rest der Eingekesselten, ein paar hundert, Gorbатов hatte den Beweis an-

getreten, vorwurflos, todesruhig und blaß wie der kriegsgraue Schnee. Und fortan zweifelte Herbert Mauer, ob er noch einmal das Recht habe, für Barbaren und Kreuzritter jemanden vom „Ogonj!“ abzuhalten. In den vergangenen zweiundzwanzig Jahren hatte er selbst oft gewartet, Geduld aufgebracht, überzeugt. Jeder Erfolg hatte ihm Recht gegeben, jeder Mißerfolg aber Gorbатов. Und die Traurigkeit über den Tod Gorbatows und vieler anderer Offiziere seines Stabes und Soldaten seiner Truppenteile war lebendig geblieben, auch nie gelöscht worden durch den grausamen Tod derer, die er mit dem Kapitulationsangebot in den Kessel geschickt hatte.

Draußen sind die Lieder aufeinandergetroffen. Sie zerfallen in Zurufe, Lachen, deutsche und russische Laute, Kommandos. Gorbатов bleibt stehen, lauscht in den Himmel hinein, der blau und hell auf der Mauerkrone steht. Und Gorbатов will hinausgehen, aus der Stille, die der Vergangenheit gehört, in den Lärm der Soldaten, die sich begegnet sind. Sie treten durch ein Tor, das sie von dem trennt, was sie einst trennte. Zu den Soldaten treten sie. Die aschgrauen Flecke in Gorbatows Augen sind nicht mehr zu erkennen. Herbert Mauer, Gorbатов und seine Begleiter unterhalten sich mit den Soldaten, auf russisch und auf deutsch. Mit Soldaten, deren Gesichter jung und hell sind, ohne Spuren der Bitterkeit um die Lippen und der Brände in den Augen. Aber voller Aufmerksamkeit für das, was hinter der Mauer war, woran der Obelisk sie erinnert, wo sie auch sind, an der Schießbahn, in der Unterkunft, beim Spaziergang und auf dem Marsch. Der Obelisk mit den flammenden Dreiecken, unter denen sie ihren Fahneneid sprechen.

Gorbатов tritt aus einer Gruppe Volksarmisten heraus, in jeder Hand eine Maschinenpistole. Er wirft eine Herbert Mauer zu. „Gehen wir“, sagt er, „ich will sehen, ob meine Hände noch nicht zittern.“

Der Morgen ist still. Nur den Gleichschritt Mauers und Gorbatows hebt er dem Wind auf von der Schneise. Die Kiefern blühen. Die Erde riecht nach Gras und Harz. Sie roch nach Blut und Brand und totem Fleisch, als Herbert Mauer eindrang ins Lager, als die Häftlinge vor Freude zusammenknickten wie überlastete Pfeiler, als er blasse starre Gesichter sah, offene Augen, in denen nur der Himmel noch lebte. Gesichter, die ihn an Gorbатов erinnerten, die dem General Recht gaben, die den Waffen die Überzeugung befahlen. Sie stehen an der Feuerlinie. Sie legen die Maschinenpistolen an. Vor heben sich die Scheiben aus dem Gras. Gorbатов kommandiert laut, als hätte er vor sich die Front. Ruft das Wort, das Herbert Mauer von ihm nicht mehr gehört hat, denn zwei Soldaten hoben ihn auf der Bahre vorsichtig und nahe an ihm vorbei, als er zurückhastete nach dem Feuerüberfall über Trümmer und zerrissene Gräben.

„Ogonj!“



Illustrationen: Rudolf Grapentin

Ein einziger langer Schuß zerschneidet die Stille und schlägt vorn die Scheiben ins Gras zurück. Herbert Mauer richtet danach seine Maschinenpistole hoch gegen den Wind. Gorbатов folgt ihm. Und ohne Kommando jetzt, feuern sie gleichzeitig ihre Magazine leer. Und der Wind pfeift erschrocken zurück vor dem heißen Salut, der hinter der Mauer über die Barackengräber jagt und zurücksinkt in die Schneise, zwischen die russischen und deutschen Soldaten, zu denen Mauer und Gorbатов zurückkehren und die darauf warten, daß einer von beiden etwas sagt nach ihrem Salut, damit sie ihn ganz begreifen. Gorbатов gibt den Soldaten die Waffen zurück und zieht seine Zigarettenschachtel aus der Rocktasche, reicht sie den Volksarmisten, die ebenso rasch und geschickt wie er selbst die Mundstücke der ‚Kasbek‘ zusammendrücken.

„Sie schießen gut“, sagt ein Soldat.

„Ihr müßt besser schießen, ich bin Veteran.“

„Und warum der Salut?“

„Er galt euch.“

„Uns?“

„Ihr raucht unsre Zigaretten auf unsere Art. Ihr kennt Euch, versteht Euch, vertraut Euch“, wendet er sich an alle. „Dafür war kein Opfer zu viel. Das hab ich nicht begriffen, damals, im Kriege. Ich wollte nicht warten und haßte, wenn Herbert Mauer Flugblätter schrieb und agitierte, statt daß wir schossen. Der zur deutschen Front hinüberrief überzulaufen, der dadurch deutsches und russisches Leben erhielt. Das tat er auch an jenem Tage, als ich erfuhr und ihm sagte, daß die Faschisten seine gesamte Familie ermordet hatten. Er tat es, als ich glaubte, jetzt müßte er eine Waffe verlangen, um zu schießen, zu erschießen, zu vergelten.“

Aber er ging zum Lautsprecher und sprach, wie immer. Nur etwas heiserer und langsamer und eindringlicher, und niemand schoß an jenem Tage nach seinen Worten. Heute, nach zweiundzwanzig Jahren antworte ich ihm auf seine Frage: „Mit wem sonst sollen wir das neue Deutschland machen?“ Ich antworte ihm: Du hast recht gehabt. Das neue Deutschland habe ich erlebt. Es war gut, schon während des Krieges daran zu denken. Und es war gut, daß ihr neben uns gewesen seid, Genossen wie Herbert Mauer, daß die gesprengten Brücken, niedergebrannten Dörfer, daß die hungernden Menschen, die Toten und die Kinder, die traurigen grauen Kinder Bitterkeit und Haß auch euch eingruben.“ Er wendet sich den Soldaten wieder zu. „Und jetzt schießt!“ sagt er.

Sie stehen nebeneinander, Oberst Herbert Mauer und General Gorbатов, und sehen die Soldaten zur Feuerlinie treten, jeweils ein russischer und ein deutscher. Die Scheiben schwingen auf und die Feuerstöße schlagen sie immer wieder zurück ins Gras. Oberst Herbert Mauer ist stolz auf seine Soldaten, auf die Söhner, die er und seine Genossen aus dem Feuer agitierten und überzeugten. Auch mit der Hilfe Gorbatows. Gorbатов und Mauer sehen einander an. Beide fühlen das gleiche. Den Wert dieses Nebeneinander fühlen sie, dieses Mit-einander, das vor ihnen zur Feuerlinie tritt, das ihnen so schwer geworden war in den Brandnebeln des Krieges, über den Wunden, die er riß.

Gorbатов nickt, greift nach Herbert Mauers Oberarm. „Gehen wir.“ Das Echo der Schüsse begleitete sie. Am Eingang der Gedenkstätte umarmen sie sich. Auf Wiedersehen. Die aschgrauen Flecken in Gorbatows Augen sind lachhell. Er steigt ein, um wegzufahren, nach Hause. Aber seine Antwort bleibt hier. Die Antwort, die die Geschichte längst bewiesen hatte. Eine kleine Antwort, die Herbert Mauer aber zur uneingeschränkten Freude an der großen Antwort immer gefehlt hatte.

Gorbатов hebt die Hand aus dem Fenster, winkt. Da marschiert das Lied wieder auf sie zu, zurück zur Kaserne, gefolgt von dem anderen, dunklen. „Das sind wir, das sind Eure Genossen, in der Arbeiter-Bauern-Armee.“

Und Gorbатов fährt.

Elektro-Tauchbeschichtung

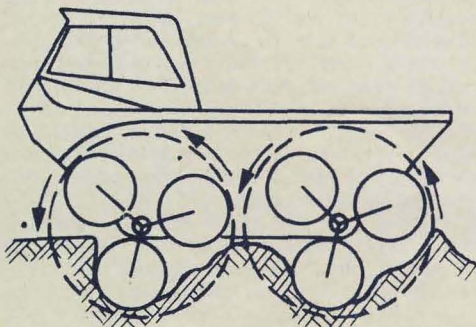
Den Einsatz des Elektro-Tauchlackierens als Schutz gegen Korrosion bereitet das Zentralinstitut für Fertigungstechnik in Karl-Marx-Stadt vor. Das vollautomatisierte Beschichtungsverfahren erzeugt an dem getauchten Metall mit Hilfe von Gleichstrom einen gleichmäßigen Schutzanstrich, der auch in Hohlräumen und an schwer zugänglichen Stellen voll wirksam wird.

Zusammengerolltes Kraftwerk

In der UdSSR wurden Sonnenbatterien entwickelt, die wie eine Plane ausgebreitet bzw. zusammengerollt werden können. Die „Plane“ besteht aus vielen untereinander verlöteten Silizium-Fotowandlern und behält auch dann ihre elektrische Leistung bei, wenn einzelne Fotoelemente funktionsuntüchtig werden sollten.

Universal-Paddler

Die originelle Konstruktion eines Amphibienfahrzeuges, das Wasser, Schlamm, Moor und andere Hindernisse überwinden soll, wird aus den USA bekannt. An jedem Ende der beiden Triebachsen sind auf Sekundärachsen radial drei breite luftbereifte Räder angebracht. Bei einer Fahrt im wegelosen Gelände drehen sich die Räder auf Haupt- und Sekundärachsen, laufen hintereinander und vermeiden das Rutschen. Im Wasser wirken die Räder als Paddel für die Vorwärtsbewegung. Auf glatten Straßen bleiben die Hauptachsen starr, der Antrieb wirkt dann nur auf die luftbereiften Räder, die paarweise auf der Straßendecke aufliegen, während das dritte Rad jeweils hochgestellt bleibt.



Wankel-Pumpe

Das Prinzip des Wankel-Motors kann auch auf die Konstruktion einer völlig erschütterungsfreien Rotationspumpe angewendet werden. Eine westdeutsche Firma in Hanau entwickelte ein Funktionsmodell, dessen Pumpleistung doppelt so groß ist wie die einer Sperrschiebepumpe gleichen Bauvolumens.

Schneidet Beton

Das Beton-Brennrohr „Intrafix“, entwickelt von einer Züricher Firma, vermag Beton, Stahl, Eisenbeton, Granit und andere kompakte Materialien zu schneiden. Das Herausbrennen eines Fensters von 50 x 50 cm aus einer 25 cm dicken Betonwand dauert etwa 32 Minuten. Das mit Sauerstoff-Flaschen verbundene Brennrohr wird an seiner Spitze auf Rotglut erwärmt, gegen das zu schneidende Material gepreßt und verbrennt dort langsam, wobei ein lokaler Schmelzprozeß entsteht.

Mini-Plast-Transistoren

Eine neue Bauelementefamilie mit Namen Mini-Plast-Transistoren stammt aus dem VEB Halbleiterwerk Frankfurt (Oder). Die Transistoren sind nur 4,2 x 4,2 x 2,5 mm groß, in Kunststoff gekapselt und sollen billiger, robuster und zuverlässiger sein als die bisher üblichen Germanium-Bauelemente.

Laser-Telefoto

Wissenschaftlern der Universität Stanford (USA) ist es mit Hilfe von Laser-Strahlen gelungen, ein dreidimensionales Foto von Personen, die sich in 13 km Entfernung befanden, zu machen. Man erwartet durch die Verwendung von Laser-Strahlen eine Revolutionierung der Bildaufnahmetechnik für die Fernaufklärung.

Maschinenpistole Modell 63

Diese Mini-MPi polnischer Konstruktion und Produktion ist eine Neuentwicklung der polnischen Verteidigungsindustrie. Sie ist für die Zugführer und Kompaniechefs u. a. Offiziere, sowie für Besatzungen von Gefechtsfahrzeugen der Landstreitkräfte bestimmt. Nachstehend ihre wichtigsten taktisch-technischen Daten: Kaliber 9 mm; Masse mit 25-Schuß-Magazin 1,80 kg (es kann auch ein kleineres Magazin verwendet werden, das nur 15 Patronen faßt); Länge bei angeklappter Schulterstütze (beim einhändigen Schießen) 333 mm; Anfangsgeschwindigkeit 325 m/sek.

Gezieltes Feuer kann man mit der MPi auf über 200 m führen. Wirkung wird mit ihr aber



LKW „Jelcz-315“

Die Automobilindustrie der Volksrepublik Polen – Werk Jelcz bei Wroclaw – übergab vor kurzem die ersten 20 LKW des neuen Typs „Jelcz 315“ dem staatlichen Kraftverkehr. Das neue Fahrzeug ist der Nachfolgetyp des „Zubr 350“ und weist gegenüber diesem Modell eine Reihe grundsätzlicher Verbesserungen auf; d. h., er besitzt eine neue, in Ungarn gefertigte Hinterachse, eine hydraulische Lenkhilfe, ein neues Wechselgetriebe sowie eine neue Kupplung. Auch die Kabine bietet mehr Fahrkomfort als bei den vorherigen Typen. Als Motor wird der 200-PS-Leyland verwendet, der in Lizenz gebaut wird. Das Fahrzeug soll 250 000 km ohne besondere Instandsetzung rollen. 1968 sollen 500 dieser LKW ausgeliefert werden.

auch auf weitere Entfernungen erreicht. Es kann sowohl Einzelfeuer als auch Dauerfeuer geschossen werden (die theoretische Feuereschwindigkeit beträgt 600 Schuß je Minute), wobei eine ausgezeichnete Trefferdichte erreicht wird.

Flache „Mattscheibe“

Versuchsmuster einer flachen Kathodenstrahlröhre für Fernsehempfänger und Monitore stellt die japanische Elektronik-Firma Toshiba vor. Die Röhre ist lediglich 15 cm lang. Damit sei es in der Perspektive möglich, Empfangsgeräte zu bauen, die nur noch nahezu Buchdicke besitzen bzw. die „Mattscheibe“ wie ein flaches Bild an Zimmerwänden aufzuhängen.

Halogen-Scheinwerfer

Kfz.-Scheinwerfer mit neuentwickelten Halogenglühlampen aus dem VEB Glühlampenwerk Plauen haben die doppelte Reichweite und stellen die zur Zeit modernste Art der Scheinwerferlampe dar. Auch die Halogen-Nebellampe übertrifft die Wirkung der bisher üblichen Nebelscheinwerfer beträchtlich. Zunächst werden die Typen 6 V/55 W und 12 V/55 W hergestellt.

Radar-Spion

Der „Side-look-Radar“ des Konzerns Westinghouse wird von der US-Luftwaffe dazu benutzt, von Flugzeugen aus bei Tag und Nacht sowie bei beliebigem Wetter fotografische Karten weiter Gebiete der Erde herzustellen, teilen Experten der Raumfahrtbehörde NASA mit. Sogar Angaben über die Bodenbeschaffenheit und geologischen Bedingungen seien möglich.

Verschleißteile langlebiger

Stahlverschleißteile, die mit Spezialgummi aus eigener Produktion ausgekleidet sind, haben eine 2–6fach höhere Standzeit und bringen außerdem eine wesentliche Senkung des Lärmpegels. Das ergaben erfolgreiche Versuche des VEB Transportgummi, Bad Blankenburg, in Zusammenarbeit mit verschiedenen Betrieben und Forschungsinstituten der DDR.

Diesel entgiftet

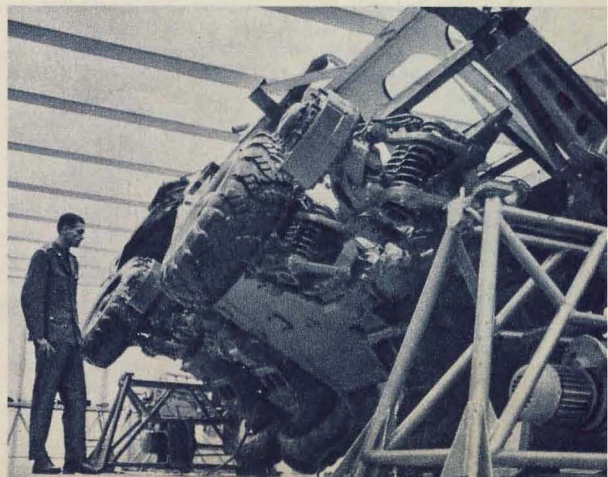
Die gesundheitsschädigende Wirkung von Diesel-Auspuffgasen bei Dauerbetrieb von Dieselmotoren kann fast vollständig beseitigt werden, wenn dem Kraftstoff ein synthetischer Stoff zugesetzt wird, den Chemiker der Aserbeidshanschen SSR entdeckten.

Neue Stahlsorte

Zugfestigkeit von 60 bis 100 kg je mm², Preß- und Stoßfestigkeit und leichte Schweißbarkeit verspricht eine neue Stahlsorte aus Japan. Unter der Bezeichnung MB-Stahl soll sie beim Schiffs-, Brücken-, Raketen- und U-Boot-Bau Verwendung finden.

Anschaunungsmodell

Die Boden- und Fahrwerkbaugruppe des tschechoslowakischen SPW OT-64 ist für die Ausbildung der Fahrer und Kommandanten als naturgetreues Anschauungsmodell in die Lehrbasis der Volksarmee der ČSSR eingeführt worden. Schwenkmechanismen ermöglichen das Kippen des Gerätes nach allen Seiten, so daß die Anordnung und Funktion der einzelnen Aggregate voll sichtbar wird.



Wochenend

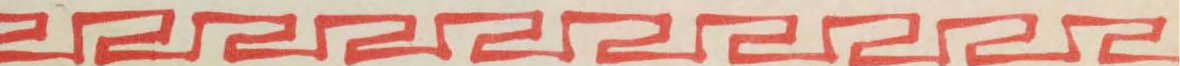


Im allgemeinen, berichtet die Sage, wohnen sie auf den Bergen, an kristallklaren Quellen und den Oberläufen schöner Flüsse, in der inspirierenden Nähe der Natur. Sie sind die Töchter des Zeus und ihrer neun: Erato, die Göttin der Liebeslyrik mit der Zither am linken Arm. Euterpe, die flötenspielende Beschützerin der Musik. Kalliope, die „Schönstimmige“, Mutter des Orpheus und Muse der epischen Dichtung. Kleio, lorbeergekrönte Verkünderin der ruhmwürdigen Taten der Vergangenheit. Melpomene, Göttin der Tragödie. Polyhymnia, Erfinderin der Lyra und den ersten Gesängen, der Hymnendichtung zugewandt. Terpsichore mit der großen Leier, Vertreterin des frohen, unbeschwerten Tanzes. Thaleia, die „Blühende“, einst Göttin der Komödie, später des Theaters allgemein. Und Urania, zum Sternenhimmel blickend, Muse der Astronomie und der Wissenschaften. „Glücklich ist der, den die Musen lieben“, singt Hesiod, der altgriechische Dichter. Um zu ergründen, wie es in der Gegenwart und besonders in den Musentempeln der Soldaten aussieht, gingen wir mit Apollon – dem Herrn (Musaget) der Musen – auf eine Wochenend-Inspektionsreise durch verschiedene Garnisonen.

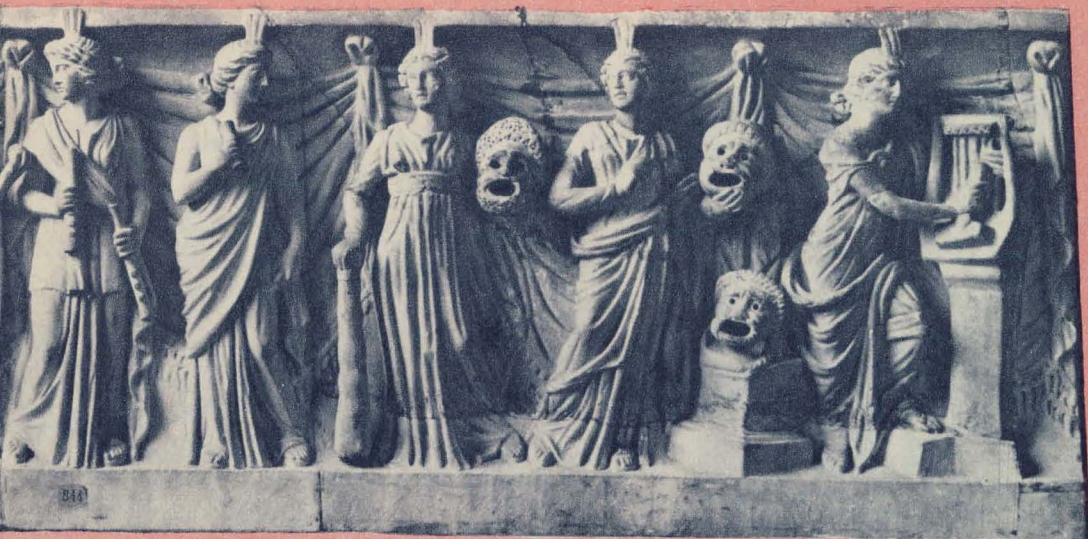
Es war ein Wochenend' mit Sonnenschein, so daß die Besitzer einer Ausgangskarte meist auf Spaziergängen anzutreffen waren. Verschiedentlich in ganzen Schwärmen. Im Berliner Tierpark verlor sich eine große Gruppe

grünbemützter Grenzsoldaten, geführt von dem Gefreiten Volkmar Bürger, 25, einem Zoologen. „Wenn wir in den drei Stunden auch nur sehr wenig Anlagen gesehen haben, weil Genosse Bürger uns jedes Detail erklärt hat und überall eine Menge zu erzählen wußte, war dieser Besuch trotz des kleinen Ausschnittes, den wir gesehen haben, doch mehr wert und viel ergebiger, als wenn wir in der gleichen Zeit nur so dahingetrottet wären und mal dahin und mal dorthin geschaut hätten, ohne die vielen interessanten Einzelheiten zu erfassen“, urteilt Soldat Günter Willmann, 21. Doch auch dort, wo man nicht gleich einen Fachmann in seiner Mitte hatte, weitete mancher Sonntagsausflug den Horizont – selbst wenn er, wie bei den Unteroffizieren Gerd Adam, 23, und Bernfried Hals, 22, tief in die Saalfelder Feengrotten führte. Beeindruckt war der Potsdamer Klaus Sasse, 20, Kanonier, von seinem Antrittsbesuch im Wörlitzer Park: „Da ich bisher nur das symmetrisch gestaltete, genau abgezielte Samsouci kannte, war dieser im englischen Stil angelegte und immer wieder neue Überraschungen und Ausblicke bietende, von kleinen Wasserläufen durchzogene Park eine wahre Offenbarung für mich. Ein ‚Ju-hu‘ ist natürlich vor allem die schwankende Kettenbrücke, über die ich dreimal gerannt bin!“

Die Auffassungen vom kasernenfremden Amusement sind allerdings verschieden. Während an die hundert Eisenacher Soldaten den Tag nutzten, um der Wartburg „Guten Tag“ zu sa-



mit Musenkuß?



Apollon, Athena
und die neun Musen

Die aktuelle Umfrage

gen (Soldat Klaus Bärlapp, 19: „Wer weiß, wann ich nach unsrer Ausbildung wieder mal hierherkomme!“), vergnügten sich zwei andere Genossen – die Soldaten Knut Waßke, 18, und Albert Harksen, 20 – aus der Froschperspektive des Zwingerkellers an den Miniröcken der thüringischen Mädchen. (Was Apollon zu der Frage veranlaßte, ob die beiden der Muse Thaleia huldigen – dieweil sie, auf antiken Denkmälern meist mit kurzem Untergewand dargestellt, gewissermaßen die erste Mini-Modistin war.)

Von den beiden stillen Genießern vermögen wir es nicht zu sagen, dafür jedoch von den Genossen des Truppenteils Neuhäuser. Thaleia hat sie offensichtlich oft und herzlich geküßt: Die Verbindungen zum Landestheater sind sehr eng, und die Soldaten machen von der Vereinbarung, daß ihnen monatlich 600 Karten aller Platzgruppen zu annehmbaren Preisen zur Verfügung stehen, regen Gebrauch. Hauptmann

Frank Wagenbret, 33: „Jede Einheit ist unter ihrer Postfachnummer an der Theaterkasse registriert und kann eigenverantwortlich disponieren.“ Was man auch tut, Beispielsweise in der 9. Kompanie, deren Klubrat etwa aller drei Wochen zu einem Theatersonnabend einlädt. Doch: Die meiste Zeit seines (militärischen) Lebens wartet der Soldat vergebens auf Ausgang. Diese Ausgangsbeschränkung ist jedoch keine Böswilligkeit, sondern gefechtsbereitschaftssichernde Notwendigkeit. Folglich sind die außerhalb der Kasernenmauern gelegenen Musentempel für den Soldaten nicht immer erreichbar. Deshalb nahmen wir Leier, Bogen und Dreifuß, die Insignien des Apollon, und baten etliche Torposten um freundlichen Einlaß.

Funker Gerald Höser, 23, öffnete dem Herrn der Musen bereitwillig den Schlagbaum, dieweil er seinen Schutzbefohlenen sehr zugetan ist und „einen Plattentick“ hat. Spezialität: „Mozart, Debussy und Ravel!“ Beim Wachdienst hat der Tonarm allerdings Ruhe. „Dafür lese ich dann im Bereitschaftsraum. Momentan die ‚Litauischen Claviere‘ von Bobrowski.“ Während Gerald in seiner dienstfreien Zeit sich von der Euterpe gefangen nehmen läßt, hat sich Matrose Theo Weiß, 21, der Fotografie verschrieben und geht mit den Genossen seines Fotozirkels am Wochenende entweder auf Motivsuche oder in die Dunkelkammer. Die Soldaten Rainer Uckelle, 20, sowie Wolf-Dieter Schanz, 19, drücken weniger selbst auf den





Poly-
hymnia

Auslöser, sondern begutachten mehr, was andere belichtet haben – in diesem Fall zur 3. Fotoschau der Grenztruppen, die gerade in ihrem Truppenteil ausgestellt war und bei mehreren hundert Genossen lebhaftes Interesse fand. Den Flieger Rüdiger Christoph, 18, trafen wir im Zwiegespräch mit Erato: „Hin und wieder schreibe ich Gedichte, meistens Liebeslyrik für meine Verlobte.“ In der Einheit Schmerzler dagegen folgten etwa dreißig Panzersoldaten mit wippenden Fußspitzen einer öffentlichen Probe ihrer Combo – allerdings, mangels entsprechender Partnerinnen, ohne dazu tanzen zu können. Dafür beherrschte Terpsichore am Abend ein von Wachtmeister Werner Raasch, 22, zusammen mit der FDJ-Gruppe des Patenbetriebes organisiertes Batteriefest, dessen Höhepunkt die gemeinsam gefeierte Hochzeit des Kanoniers Harald Tattenbrodt, 20, war, der damit über die gleichaltrige FDJ-Sekretärin des Patenbetriebs, Rita Biebel, eine lebenslängliche Patenschaft übernahm. Was wunder, daß Apollon – auch Phoibos, der „Strahlende“, genannt – hier ganz besonders strahlte und voller Freude sein Flötenspiel erklingen ließ.

Einmal bei den Soldaten zu Gast und darauf aus, ihre musischen Interessen zu erkunden, betrieb er auch in etwas größerem Umfange Meinungsforschung. So kam es zu folgender Skala des (kaserneninneren) Wochenendvergnügens von 308 befragten Genossen; wenn am Ende mehr als 100% herauskommen, dann erklärt sich dieses Phänomen daraus, daß etliche Soldaten mehreren Musen huldigen:

97 %

gehen fernsehen oder ins Kino, und da sie dort Filme von der Art der „Geheimkommando-Serie“ bevorzugen, hat es ihnen offensichtlich die Muse Kleio, die von den Kämpfen und Taten der Menschen für ein besseres Leben kündigt, angetan.

74 %

stehen als literarisch Interessierte und Leser der Truppenbibliothek unter dem Einfluß der Kalliope, Vertreterin der erzählenden Dichtung.

51 %

halten sich an die tanzfrohe Terpsichore und ergötzen sich an flotten Rhythmen aus dem Radio.

24 %

fühlen sich zu Urania, der Göttin der Wissenschaften, hingezogen und knobeln und basteln in militärtechnischen oder naturwissenschaftlichen Zirkeln.

20 %

nutzen das Wochenende mit Vorliebe zur Korrespondenz mit der Liebsten und lassen sich dabei von Erato, Muse der erotischen Poesie, führen.

16 %

huldigen der Euterpe und lassen sich beim gemeinsamen Singen und Musizieren von ihr inspirieren.

13 %

scharen sich in künstlerischen Arbeitsgemeinschaften als malende, schreibende sowie fotografierende Soldaten um Polyhymnia.

3%

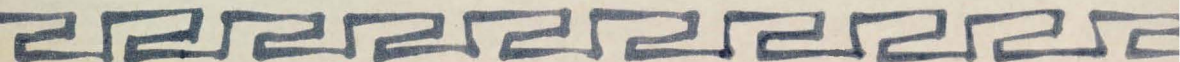
unterstützen Thaleia, die „Blühende“, und widmen sich selbsttätig dem Theaterspielen.

3%

sehen im Schlafen und im Nichtstun ihr größtes Wochenendvergnügen, so daß sie sich bestenfalls mit Melpomene in Verbindung bringen lassen, dieweil solche Interessenlosigkeit eher tragisch zu nennen ist.

Allgemein jedoch sind die meisten Soldaten alles andere denn amüsisch und mindestens einer der neun Musen hold. Und manchen von ihnen ging es wie dem Dichter Hesiod: Als er noch einfacher böotischer Hirte war, begegnete er den Musen am Berg Helikon. Ihr erstes Wort war eine Anklage, die Verurteilung des „Nur-Bauchmenschen“, des Sichverlierens an die primitiven und derben Freuden des Gaumens. Nach dieser Begegnung besann sich Hesiod. Er fühlte, daß die Weihe der Musen ihm die Augen für die tieferen Zusammenhänge der ihn umgebenden Welt geöffnet hatte.

Die Jugend von heute hat den ersten Musenkuß schon in jungen und jüngsten Jahren empfangen. Um so stärker ist ihr Drang, auch bei der NVA die dienstfreie Zeit sinn- und kulturvoll zu verbringen – ganz besonders am Wochenende. Der strafende Bogenschuß des Musaget richtet sich jedoch nicht gegen die Klubräte der Kompanien. Sie tun vielerorts schon allerhand, um den Sonnabendnachmittag und den Sonntag abwechslungsreich zu gestalten: Mit „Lite-



raturgesprächen, letzters über Maxim Gorki und seinen Beitrag zum sozialistischen Realismus, und Schallplattenabenden zum klassischen Jazz“ (Gefreiter Siegfried Lehmann, 23); mit „Quizveranstaltungen, wobei vor allem auch Beziehungen zur militärischen Ausbildung sowie zum aktuell-politischen Geschehen hergestellt werden, und einer ‚Stunde der Musik‘, die Genosse Warthe, ein Musiklehrer, mit Tonbändern oder am Klavier gestaltet“ (Unterfeldwebel Martin Rexrodt, 21); mit „Preisskat und Singabenden“ (Flieger Jürgen Zehdewitz, 20); mit „Filmdiskussionen und regelmäßigen Schachturnieren“ (Soldat Günter Büschel, 19); mit „Lyrikabenden, bei denen hin und wieder sogar auch eigene Versuche besprochen, meistens aber Debatten über das ‚Poesiealbum‘ vom Jugendverlag geführt werden“ (Obermatrose Hansjürgen Zorn, 20).

Der apollonische Pfeil zielt also mehr auf einen anderen Punkt: Darauf, daß die Entwicklung des geistig-kulturellen Lebens an den Wochenenden oftmals der Initiative der Klubräte in den Kompanien überlassen bleibt. „Wenn uns eben nichts selbst einfällt, dann stehen wir ziemlich verlassen da“, moniert Leutnant Karl Beuster, 25. „Abgesehen vom Kino herrscht hier eine kulturelle Einöde“, bemerkt Soldat Siegbert Schönherr, 18, mit Blickwendung auf den Klub des Truppenteils. „Wir haben zwar eines der modernsten Klubhäuser der Armee“, berichtet Unterfeldwebel Hans-Dieter Thom, 28, „aber die Auslastung ist völlig ungenügend. Ich vermisse dort Auftritte von guten Kulturgruppen, gehaltvolle Musikabende, Treffs mit prominenten Künstlern, Sportlern und Politikern. Streitgespräche und anderes mehr. Auch Tanz könnte öfter sein – aber nicht so wie beim letzten Mal, wo die ganze Sache illusorisch wurde, weil – welches Paradoxon! – keine Mädchen rein durften.“

Wir meinen: Wenn schon der Kommandeur, oder wer sonst diese Unsinnigkeit angeordnet hat, mit der siebenten Muse auf Kriegsfuß steht, dann sollte er nicht mit der Kraft des Befehls versuchen, seinen tanzlustigen Unterstellten die eigene Abneigung gegen Terpsichore aufzuzwingen...

Aus der „Theodor-Neubauer-Kaserne“ meldet sich Soldat Hans-Helmut Bormann, 22, zum Wort: „Sicher ist es schön, prominente Gäste zu haben. Die waren auch schon bei uns. Aber viel zu wenig werden die Möglichkeiten genutzt, die wir selbst haben. Es gibt hier zwei Combos, wovon eine auch in der Lage wäre, eine Art Matineeprogramm zu gestalten, verbunden mit Rezitationen guter Gedichte oder dem Auftreten junger Talente. Aber wo spielen unsere Kapellen? In den Zeitungen kann man's nachlesen: Auf diesem oder jenem Tanzsaal! Oder: Wir haben eine Singgruppe. Sie ist sogar sehr gut. Warum stellt sie sich nicht mal am Sonntagvormittag mit der Gitarre irgendwo hin und ruft zum Mitsingen auf, zum Lernen neuer Lieder?“

Berechtigte Fragen. Sie sind darauf gerichtet, den Musen ein schöneres Heim zu geben. Je-

Urania



doch, wie sollten sie die Soldaten beispielsweise an den drei dienstfreien Tagen zwischen Karfreitag und Ostersonntag küssen, wenn ihre örtlichen Herrn – der Kulturoffizier und der Jugendinstrukteur – sich selber zwar ein schönes langes Wochenende machten, gleiches aber im Truppenteil zu organisieren versäumten?

Das Wochenend' mit Musenkuß wird um so bedeutungsvoller, da – wie Major Werner Kossor, 35, hervorhebt – „zwischen Montag und Sonnabendmittag viele Stunden harter, konzentrierter Gefechtsausbildung liegen und somit an den Wochentagsabenden wenig Zeit bleibt für ein umfangreiches Programm des geistig-kulturellen Lebens“.

In der Antike wurde alles, was die Harmonie in der Welt störte, amouson genannt – d. h. „ohne Musen“. Mit dem Wehrdienst in der NVA helfen wir, diese sich in unserer sozialistischen Menschengemeinschaft ausdrückende Harmonie zu schützen und weiter zu entwickeln, sie zu verteidigen gegen alle und gegen alles, was amouson und darauf aus ist, den Frieden und den gesellschaftlichen Fortschritt zu stören. Dieser militärische Auftrag ist zutiefst humanitär. In seine Erfüllung sollte noch stärker als bisher auch die musische Erziehung eingeschlossen werden. Der Boden dafür ist bereitet – die Saat gelegt. Sie überall voll zum Blühen zu bringen, ist Sinn und Zweck des jüngsten Staatsratsbeschlusses zur Entwicklung unserer sozialistischen Kultur, ist Aufgabe nicht nur einiger „Spezialisten“, sondern aller.

Ihr

Karl Heut Freitag





Der 5. März 1968 war für 43 Genossen des Erich-Weinert-Ensembles ein ganz besonderer Tag. Sie begannen eine Tournee durch drei arabische Staaten. Alle waren sich ihres Auftrages, ihrer großen Verantwortung bewußt. Ging es doch bei dieser Reise nicht schlechthin um die Vermittlung von künstlerischen Erlebnissen, im Vordergrund standen der Wunsch und die große Aufgabe, die Solidarität der Bevölkerung und der Armee der DDR mit den leidgeprüften Opfern der israelischen Aggression zu bekunden, durch Gesang, Spiel und Tanz das politische Bekenntnis für die Souveränität jedes dieser Länder zu beweisen.

Über die Reise einer Gruppe des Erich-Weinert-Ensembles der Nationalen

Beifalls-

Volksarmee in die Syrische Arabische Republik, die Republik Irak und die

stürme

Vereinigte Arabische Republik berichten (in der Reihenfolge der Länder)

am Rande

Wolfgang Finck, Damaskus, Oberfeldwebel Renate Braunert und Stabsfeld-

der Wüste

webel Werner Herold, Erich-Weinert-Ensemble, sowie Rolf Günther, Kairo

Der Verkehrspolizist im Zentrum von Damaskus legte jedesmal grüßend die Hand an die Kopfbedeckung, wenn eine Gruppe der Soldaten in der Uniform der Nationalen Volksarmee der DDR die Kreuzung passierte. Und wenn er von interessierten Passanten gefragt wurde, wer denn die Männer seien, gab er gern die Antwort: „Jouindis aus Allemania Democratia“ (Sol-



daten des demokratischen Deutschland). Doch der Fragenden wurden rasch weniger, denn wie ein Lauffeuer hatte es sich herumgesprochen, daß die 34 jungen Männer (und vor allem die 8 jungen Mädchen!), die da so ungewohnt im Straßenbild auftauchten, Angehörige des Erich-Weinert-Ensembles sind. Für Aufklärung sorgten aber vor allem jene syrischen Soldaten, vor denen das Ensemble gastierte. Nach den ersten fünf Auftritten waren es bereits 4 000, und als die Gäste nach zehn Tagen ihre Weiterreise in die Republik Irak antraten, hatten über 7 000 Angehörige der Armee der SAR ihre Gäste aus der DDR stürmisch gefeiert.



„Stürmisch gefeiert?“ — das ist glatt untertrieben. Etwa 1 300 syrische Soldaten ließen den für 750 Personen vorgesehenen Kinosaal der Bezirksstadt Suweida am Rande der syrischen Wüste nicht nur überquellen, sondern machten ihn zu einem wahren Hexenkessel. War der Beifall schon von der ersten Minute an ständige Geräuschkulisse, so steigerte er sich zum Orkan, wenn von den

deutschen Soldaten auf der Bühne der Funke der Solidarität in den Zuschauerraum zu den auf ihren Sitzen stehenden, rhythmisch in die Hände klatschenden syrischen Soldaten übersprang. Und als der Bildberichterstatter in der Pause die Gastgeber und Gäste zu einem gemeinsamen Bild aufforderte, drohte die Bühne unter dem Ansturm der Freiwilligen einzubrechen.



Unvergeßlich wird für Oberst Erhard Clemens die Gastfreundschaft bleiben, die ihm während der Fahrt zu einem Auftritt im Mittelmeerhafen Latakia entgegengebracht wurde. Allein die Tatsache, daß er ein „deutscher Oberst

aus der DDR“ war, genügte, um ihn ins Haus zu bitten und eine ganze Familie in Bewegung zu bringen. Während das Oberhaupt der Sippe würdevoll und aufmerksam der „Siesta“ vorsah, die zahlreichen Kinder der Reihe nach „Ahlan ua Sahlan“ (betrachte Dich als Mitglied der Familie) sagten, die jungen Männer aufmerksam den Berichten ihres Gastes über das Leben in der DDR lauschten und sich die Frauen und Mädchen bescheiden im Hintergrund zurückhielten, zelebrierte der älteste Sohn den berühmten gallebitteren arabischen Kaffee, den man nur tröpfchenweise genießen darf, wenn das Herz nicht stehenbleiben soll.



Neu im EWE-Fuhrpark: Wüstenschiffe. Die Umstellung auf die „neue Technik“ verlief ohne besondere Vorkommnisse.





Zwar blieb das Herz nicht stehen, doch klopfte es ein wenig rascher, als die Tänzerin Ilona Nessler mitten im größten Gewühl des Damaszener Basars von einem dunkelhäutigen Araber aufgefordert wurde, ihm in ein Nebengäßchen zu folgen. Vorsichtshalber schlossen sich ihr Unterfeldwebel Rainer Busch und weitere Tänzerinnen des Ensembles an – doch erwies sich die Sorge als völlig unbegründet. Die schmale Stiege, die sie hinaufklettern mußten, führte nicht in einen „Harem“ (die es in Syrien überhaupt nicht mehr gibt), sondern in einen der berühmten Damaszener Souvenir-Läden. Und unter orientalischen Wasserpfeifen, Kupferkannen, Kamelsätteln, Gebetteppichen, Dolchen, Säbeln, Pistolen und uralten Hinterladern entdeckten die begeisterten Tänzerinnen das, was stets ihre Aufmerksamkeit erregt: in allen Farben leuchtende, mit Silber- und Goldfäden durchwirkte Volkstrachten. Ihrer charmant geäußerten Bitte, doch mal ein Kleid anprobieren zu dürfen, konnten auch die mehr aufs Verkaufen orientierten Händler nicht widerstehen und boten sogar eifrig ihre Hilfe beim Umkleiden an. Die wurde zwar lachend abgewehrt, doch letztlich

konnten beide Seiten zufrieden sein. Die Tänzerinnen hatten ihre improvisierte altarabische Modenschau, und die Händler machten ihr Geschäft: Eine der hübschesten Trachten wurde von der Ensembleleitung als Erinnerungsstück und Muster gekauft.



Im Irak erwartete uns eine besondere Bewährungsprobe. Die Betreuer eröffneten die Möglichkeit, von Bagdad zum nächsten Auftrittsort, Kirkuk, mit einer Militärmaschine zu fliegen. Das Stimmungsbarometer schwankte erheblich. Mancher Genosse hatte bei dem Flug von Damaskus nach

Bagdad bereits seine liebe Mühe mit dem Magen gehabt. Keiner war bisher in einer Militärmaschine geflogen. „Die werden uns aber mal zeigen, wie man fliegen kann, mal rauf, mal runter“, konnte man hören, viele verfärbten sich schon beim Gedanken an diese Luftfahrt. Aber was half es. Bange machen gilt nicht, dachten wir schließlich und begaben uns zum Flugplatz. Schnell war mit der Flugzeugbesatzung ein herzlicher Kontakt geschlossen. Als wir das Innere der Maschine betraten und zum Platznehmen gebeten wurden, waren wir nicht wenig überrascht: Schlichte Metallbänke ersetzten die gewohnten Sessel, an eine Mög-





In 20 Veranstaltungen von 17 000 Zuschauern enthusiastisch aufgenommen: der Fahnentanz. Während der 31tägigen Tournee legten die Angehörigen der EWE-Gruppe etwa 13 600 Kilometer zurück.

An der Suezkanalkampflinie: Fachsimelei über eine „gemeinsame Freundin“, die MPI Kalaschnikow.



lichkeit zum Festschnallen war gar nicht zu denken.

Neugier, ein wenig Angst, aber auch Draufgängertum breiteten sich aus, als wir erstaunt feststellten, daß zugleich auch alle unsere Instrumente und Requisiten in den Leib des Riesenvogels geschoben wurden. Allah bewahre uns vor einem stürmischen Flug! Schon ein Luftloch, so schien uns, würde den chaotischen Zustand eines Wal-fischmagens heraufbeschwören.

Schließlich flogen wir los. Jeder hielt sich krampfhaft an der Bank fest und wartete gespannt auf das nun Folgende. Gespräche kamen nur stockend in Gang, aber nichts Außergewöhnliches geschah. Als wir nach etwa einer Stunde Flugzeit landeten, wollten es viele nicht glauben: Wir hatten den gefürchteten Flug ohne „Kampfverluste“ überstanden. Ein Hoch den irakischen Militärpiloten.

Kaum standen wir auf dem Boden, da wandten sich unsere Köpfe ruckartig gen Himmel, den wir soeben verlassen hatten.

Dort oben tollte sich eine Maschine, schlug die wunderlichsten Kapriolen, kam angsterregend in Bodennähe, zog wieder hoch, umkreiste uns, wackelte mit den Tragflächen

und hielt uns so in staunender Bewunderung gefangen. War das ein Kunstflieger beim täglichen Training? War der Pilot verliebt und gab seinem Gefühl dadurch Ausdruck? War da ein Lebensmüder? Viele Hypothesen wurden aufgestellt, wir klatschten, winkten, jubelten, ohne eigentlich recht zu erfassen, was eigentlich gespielt wurde.

Später erfuhren wir, welchem Schauspiel wir beiwohnen durften. Auf diese, für uns fliegerische Laien sehr selbstmörderische Art, hatte uns der Flugplatzkommandant von Kirkuk, ein Brigadegeneral, begrüßt.

Unser Auftritt in Kirkuk sollte in einem Kino stattfinden. Oho, dachten wir, Kino ist nicht schlecht. Gute Bühne, schöner Saal. Der Saal war tatsächlich nicht schlecht, nur von einer Bühne fanden wir beim ersten Besuch nicht viel. Wir sahen nur eine Leinwand und viele irakische Soldaten, die hämmerten, feilten, sägten und schraubten. Nach und nach erkannten wir auch den Zweck ihrer Betriebsamkeit. Pioniere der irakischen Armee zimmerten oder besser gesagt „zauberten“ uns eine Vor-bühne zurecht.

Diese Bühne unterschied sich von allen, die uns bisher bekannt waren: Die Soldaten hatten Bohlen und Bretter durch horizontale und vertikale Rohre in die richtige Bühnenhöhe geschraubt und die Spalten zwischen den Bohlen mit Autozeltplanen bedeckt. Bei den Zuschauern herrschte große Begeisterung, die Bühne war fertig. Uns aber war gar nicht so wohl zu Mute, da wir nicht wußten, wo sich unter den Zeltplanen die Löcher befanden. Da Garderoben nicht zu entdecken waren, zogen sich die Tänzerinnen unter der Bühne, also inmitten von Rohren und Stangen um. Oben kämpften unterdessen die Männer mit des Geschickes Mächten. Danach, während der Tänze, hielten die Genossen des Chores mit den Füßen die Zeltplanen gespannt

und waren emsig bemüht, oben zu lächeln und unten zu halten. Köstliche Gesichter waren da zu studieren.

Unter der Bühne stieß man sich überall und immer die Köpfe ein, da sich Enge, Staub, niedrige Decke und Eile schlecht miteinander vereinen lassen. Schwitzend und stöhnend brachten wir das Programm über diesen „Acker“. Am Ende der Vorstellung hatte zwar mancher Tänzer oder Sänger einen Krampf in den Füßen und auch einige Beulen am Kopf, aber uns war klar: Keine Beule, kein Schweiß und kein Krampf zählt bei diesen Ovationen.

■ Sie fuhren durch das Nilland – und sprachen noch von Syrien und dem Irak. Das Publikum in Suweida – syrische Armeeangehörige – hatte mit seiner Begeisterung den höchsten Maßstab gesetzt. Würde Suweida der Höhepunkt der Nahost-Tournee bleiben?

Bei der vorletzten Vorstellung war die Frage beantwortet: Der Auftritt in einem ägyptischen Feldlager dicht an der Suezkanal-Kampflinie wurde zu einem Erlebnis, das sich gleich Suweida für immer ins Gedächtnis der Beteiligten einprägen wird.

Die Fahrt zu diesem Camp hatte immer am Suezkanal entlang geführt, am Großen Bittersee wurde eine Rast gemacht. Schnell prüften einige der Mädchen barfußig die Wassertemperatur, andere sammelten Muscheln am einsamen Strand. Man schoß Erinnerungsfotos. Wie kann jedoch dieses friedliche Bild täuschen! Denn auf der anderen Seite des etwa 8 km breiten Sees stand noch immer der Aggressor, vor nur kurzer Zeit heulten in der Nähe wieder Granaten herüber und hinüber.

Im Camp gibt es ein Kulturgebäude, dessen Theatersaal mit zusätzlichen Stühlen auf Maximalkapazität gebracht worden ist. Trotzdem muß die herbeikommandierte Einheit weißbehelmter Militärpolizei regelrecht das Kulturhaus gegen eine Belagerung

von Soldaten verteidigen, die keinen Einlaß mehr finden. Und obwohl man nicht weiß, wie sie es machen, noch einen Platz zu bekommen, quellen immer wieder während der Vorstellung Trupps durch die Absperrlinien und Türen in den Saal.

Schon die Tatsache, daß das Ensemble der NVA ins Frontgebiet kam, macht einen tiefen Eindruck. Das Programm tut das Seine dazu. Als im Finale ein Flaggentanz die Solidarität VAR-DDR symbolisiert, bricht ein unbeschreiblicher Orkan los.

Oberst Clemens überreicht dem Abschnittskommandeur, Brigadegeneral Abdel Monem Abdallah, eine Staatsfahne unserer Republik. Der darauffolgende spontane Bruderkuß zwischen dem Oberst der NVA und dem ägyptischen Brigadegeneral ist wohl das schönste Schlußbild, das es auf dieser Tournee gegeben hat.

■ General Hassan Rushdy, der das Ensemble als Stellvertreter des Gouverneurs von Port Said empfing, war 1956 einer der Kommandeure der Verteidiger der Hafenstadt. Er wurde in den Kämpfen schwer verwundet. Dieser Offizier weiß aus eigener Erfahrung, Freund und Feind seines um Unabhängigkeit ringenden Landes zu unterscheiden. So würdigte er vor den Mitgliedern des Ensembles die „tatkraftige Unterstützung der DDR“ im Abwehrkampf gegen die letzte israelische Aggression, die aus „der politischen Grundhaltung der DDR“ entspringe. Und er stellte dem gegenüber die materielle und propagandistische Hilfe Westdeutschlands für den Aggressor, die Bonn jetzt hinter einer scheinbaren Neutralität verbergen will. „Überbringt Herrn Walter Ulbricht die Grüße von Port Said“, bittet er die Sänger, Tänzer und Musiker.

Und da ist schließlich die Stadt selbst, ihre Atmosphäre, ihr „Geist“, ihre Bevölkerung und ihre heutigen Verteidiger. Die israelische Aggression hat

ihrem Leben seinen Stempel aufgedrückt. Der Hafen ist ausgestorben, die Arbeit des größten Betriebes – der Suezkanalbehörde – nahezu erloschen. Viele Geschäfte geschlossen mangels internationaler Kundschaft, die Touristenbungalows entlang dem Strand wurden seit der Saison 1966 nicht wieder benutzt. Im neuerrichteten Luxushotel gähnt ein Riesenloch, das eine israelische Luft-Boden-Rakete schlug. Es fehlen Arbeitsplätze. Die internationale Hafenstadt am Eingang des Suezkanals leidet sehr unter den Folgen des israelischen Überfalls. Doch blieb die Mehrheit der Bewohner in Port Said. An den Häuserwänden prangen überall Kampflosungen in arabischer Sprache, hin und wieder liest man auch in englisch: „Down Johnson!“ (Nieder mit Johnson.) Wenige Kilometer von den Geschützen des Aggressors entfernt führen Werftarbeiter ihre Arbeit an neu auf Kiel gelegten Schiffen fort. Port Said lebt trotz alledem!

Der Kanal freilich ist gesperrt. Haupthindernis aber ist nicht jenes quer in der Fahrtrinne liegende Schiffswrack, das die Genossen bei einer Rundfahrt vom Hafen aus einige Kilometer weiter landeinwärts sehen können, sondern die frech am östlichen Ufer des Schifffahrtsweges aufgepflanzte Flagge mit dem Davidstern. Und die Sperrkette, die im Hafen von Port Said von den Verteidigern vor die Kanalstraße gelegt wurde, ist notwendig, um israelischen Schiffen das Eindringen zu verwehren. Einmal wurde schon ein Versuch gemacht – er bedeutete jedoch für den israelischen Zerstörer „Eilath“ den Untergang. Seitdem ist kein israelisches Schiff wieder in die Nähe Port Saida gekommen.

Nach einer der Vorstellungen im überfüllten Kulturhaus Port Saida hörten wir einen Verteidiger Port Saida von heute, einen Oberleutnant der VAR-Armee, zu seinen Kameraden sagen: „Es ist gut zu wissen, daß wir Freunde in Europa haben.“

Preise, Preise...

Fast ein Laudatio • Von H. Huth

Jawohl! In Westdeutschland fallen die Preise! Doch, Herr Minister!

Womit ja bereits gesagt ist, daß hier nicht von so einem prosaischen Gebiet wie dem der Finanzwirtschaft die Rede sein wird. Nicht wahr, Herr Minister? Nein, hier sollen vielmehr jene poetischen Preise gepriesen werden, die da wie ein warmer Frühlingsregen auf die westdeutschen Streiter der Feder hernieder-gehen.

„Wir haben mehr Preise als Dichter“, mäkelte zwar eine Zeitung. Aber gibt es eigentlich nicht noch viel zu viele von jenen Federfuchsern? Der Herr Franz-Joseph Strauß hat doch weiland Aschermittwoch anno 64 alle oppositionellen Geister aufgefordert, sich außer Landes zu scheren. Sie erinnern sich doch Ihrer eigenen Worte, Herr Minister?

Jene Zeitung bekriftelte auch, daß die meisten Preise einen „lokalpatriotischen Anstrich“ hätten. Man ehre „verdiente Söhne der Heimat, weil man... sich selbst kulturelles Niveau bescheinigen möchte.“ Die Preise also sozusagen ein Auto des Sozialprestiges dieses Vereins und jenes Städtchens? Der Teufel oder die Notstandsgesetze sollen jenen verleumderischen Verfasser holen. Kann er nicht lesen? Der „Ostdeutsche Jugendpreis“ und der „Ostdeutsche Literaturpreis“, die Preise des Ministeriums für Gesamtdeutsche Fragen, der „Sudetendeutsche Kulturpreis“ und der „Westpreußische Kulturpreis“, schließlich die Preise und Medaillen verschiedener Landsmannschaften auf die Namen Eichendorff, Stifter, Kleist – sie führen den Blick doch weit über „lokalpatrio-

tische“ Grenzen hinaus, nicht wahr, Herr Minister?

Und ragt nicht wegen seiner Höhe und seines Namens auch jener Preis fast wie ein Leuchtturm aus der Flut der Preise heraus, der da seit vorigem Jahr alljährlich in München vergeben werden soll? Gemeint ist der „Konrad-Adenauer-Preis“. Natürlich, Herr Minister!

„Franz heißt die Kanaille“

Gemeint ist eine Kanaille aus Schillers „Räubern“. (Natürlich mit Anführungsstrichen, Herr Minister). Und das ist doch ein kleiner Unterschied zu Franz-Joseph oder Franzel. Letzterer übrigens, der Dr. Emil Franzel, erhält heuer den Konrad-Adenauer-Preis für Publizistik.

1935 sah man den Franzel als Redakteur bei den deutschen Sozialdemokraten in Prag. Wenig später war er zu Hitlers „Zeitschrift für die Protektorspolizei“ übergewechselt. Und heute ist er mit seinem „Volksboten“ einer der ganz führenden Mannern der „Sudetendeutschen Aktion“. Einige Zeitungen drüben nannten ihn „Das Chamäleon“. Ein Titel, der auch dem Franz aus Schillers „Räubern“ auf den Leib geschrieben sein könnte. Vor ein paar Jahren übrigens erst, als der Schiller – nicht der Friedrich, sondern der Wirtschaftsschiller – noch mit der SPD in Opposition machte, fanden sich im „Sozialdemokratischen Pressedienst“ über den Franzel die recht garstigen Worte: „Alles was sein reichhaltiges Repertoire in den Bereichen von Verdrehungen und Unwahrheiten, von Beschmutzung und grober Beleidigung auszuweisen hat,



verspritzt er bedenkenlos.“ Das klang fast so wie die Worte des Daniel über die Kanaille Franz in Schillers „Räubern“. „Oh, ich sage Euch, es gibt garstige Menschen, garstige Brüder, garstige Herren.“

Wir dagegen möchten meinen, zwischen Franz und Franzel bestehe am Ende doch ein Unterschied, nicht wahr, Herr Minister?

Der Franz, dieser abgefeimte Bursche, hat mit einem Brief schließlich nur Vater und Bruder auseinandergebracht. Der Franzel dagegen, der preisgekrönte, hat mitgemacht, ganze Völker aufeinanderzu hetzen, nicht wahr, Herr Minister?

Hier nur ein Beispiel, mit dem er diesem Werk bereits seinerzeit zu Hitlers Zeit die Krone aufsetzte: „Die Verbindung asiatischer Rohheit mit jüdischem Intellekt, tierischer Wildheit mit dem Sadismus der Dekadenten, der Masse und des Materials mit der Tücke und dem zielbewußten Vernichtungswillen des jüdischen Volkes haben die größte Gefahr heraufbeschworen, die Europa je aus dem Osten bedrohte.“ Übrigens folgt Franzel heute mit seiner „Sudeten-deutschen Aktion“ dem gleichen Kurs. So ein schlimmes Chamäleon ist er also gar nicht.

Und noch ein Unterschied. Der Franz aus den „Räubern“ hatte nur zwei, drei Menschen auf dem Gewissen, als er sich erdrosselte. Der Franzel kann, wenn er den Adenauer-Preis davonträgt, sogar darauf verweisen, 1941 als Angehöriger des Prager Polizeiregiments im Prager Bezirk Kobylisy zahlreiche Tschechen der Gestapo ans Messer geliefert zu haben.

Wenn all das keine Unterschiede sind! Alles in allem: Der Franzel wird zu Recht ein „Extremist von Format“ genannt, nicht wahr, Herr Minister?

Ein neuer Wilhelm Tell?

„Ich habe oft geschossen in das Schwarze und manchen schönen Preis mir heimge-



„Mit diesem Schild
probiere ich's
noch einmal!“

Zeichnungen: Klaus Arndt

bracht“, konnte einst der Wilhelm Tell, ein sehr bescheidener Mann, von sich behaupten. Und kann es itzo nicht auch der Eidgenosse Armin Mohler? Er trug den Adenauer-Preis im vorigen Jahr davon. Der Preis war Lohn für „sein Eintreten gegen auflösende Kräfte in der gegenwärtigen Zeit und für Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in der Publizistik“. Klingt das nicht ganz nach Freiheitsheld und damit auch nach Tell, Herr Minister?

„Früh übt sich, was ein Meister werden will“, meinte einst Tell. Und Mohler tat's. Er zog bereits in vergangener Zeit „gegen auflösende Kräfte“ zu Felde. 1942 desertierte er aus der Schweizer Armee und ging das erste Mal nach Deutschland, um mit gen Rußland zu marschieren. Itzo ist sein Standort München.

„Ich hab getan, was ich nicht lassen konnte“, sprach Tell. Oh, Mohler konnte es und kann's nicht lassen. Noch immer ist „die kommunistische Macht“ ihm „nach wie vor für Deutschland und Europa der Feind Nr. 1“. Kein

Wunder also, daß er auf jene zielt, die „mit der Parole vom Antikommunismus als ‚der Idiotie des 20. Jahrhunderts‘ die Geister verwirren“.

„Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten“, so sprach der alte Tell. Der neue Tell fordert die „Generalamnestie für alle Deutschen, die im Zusammenhang mit dem Dritten Reich verurteilt worden sind oder noch verurteilt werden sollen. Und zwar sowohl Spandau wie auch Kaduk und Boger.“ Der Auschwitzmörder Boger wird für diese Freiheit sich begeistern können, nicht wahr, Herr Minister?

„Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt“, sprach Tell, der alte. Der junge sieht es fast so ähnlich, nur scheint die Armbrust ihm zu schwer. „In der ... Welt von heute ist das wesentlichste Attribut der Souveränität die Atomwaffe.“ Das klingt, als käm's aus Ihrem Munde, nicht wahr, Herr Minister?

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen“, sprach einst der alte Tell. Die Gasse, die Tell, der junge, heute beschreitet, ist auch nicht zu verfehlen.

Ist doch für ihn der Nazistaat „zu 95 Prozent ein normaler Staat“ gewesen. Verwehre doch auch der ständige Hinweis auf die 6 Millionen „jüdischer Kadaver“ der Jugend eine „unvoreingenommene Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus“. Die Gasse, durch die der neue Tell gezogen kommt, ist hohl und – breit zugleich. Sein letztes Buch erschien bei Ullstein, und seine Artikel finden sich vor allem in der „Welt“. Es ist die hohle, breite Gasse des Axel Cäsar Springer.

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen.“

Doch eigentlich sprach's einst der alte Tell nicht von sich selbst. Er dachte an den Gefßler. Und der war Fronvogt und nicht Freiheitsheld, yes, Herr Minister!

Ein Wirtshaus an der Lahn

Als zweiter bekam im vorigen Jahr den Lorbeer des Adenauer-Preises ein Bernt von Heiseler. Man sagt, er sei mehr durch die Zahl seiner Werke als durch deren Qualität bekannt geworden. Doch sollte man die Stützen des Geistes des Bayernlandes vor derlei Verunglimpfung bewahren, nicht wahr, Herr Minister?

Er hat ja auch Format, der Bernt von Heiseler. Er kränkelt durchaus nicht an Bescheidenheit. In seinem Vorschlag zu einer „Woche des deutschen Dramas“ steht neben Hauptmanns „Florian Geyer“ ein eigenes Stück. Und dann hat dieser Mann auch Fabuliertalent, Yes, Herr Minister, schau'n Sie's sich nur einmal an!

„Ein Mann hat sich in einer Wirtschaft in eine Schlägerei eingelassen, nicht nur ist er erbärmlich zusammengeschlagen worden, sondern in der nachfolgenden Untersuchung wird er zum alleinigen, planvollen Anstifter des Streits erklärt. Zur Gefängnisstrafe wegen mehrfacher Körperverletzung kommt Ehrverlust auf Lebenszeit. Einen Teil seiner Felder hat man ihm abgenommen, seine Besitzanteile an fremde Unternehmungen, die

ein beträchtliches Stück seines Vermögens ausmachten, hat man eingezogen. Wer bei der Schlägerei auch nur eine Schramme davontrug, kann Ansprüche gegen ihn anmelden. Im Verlaufe der Schlägerei ist eine Öllampe vom Tisch gestoßen worden, ein Brand entstanden, das halbe Gasthaus abgebrannt. Der Sachschaden geht zu des Mannes Lasten. Er ist ruiniert, und noch aus dem Gefängnis entlassen bleibt er ein vorbestrafter Mann, den Blicke der Furcht und des Mißtrauens auf Schritt und Tritt begleiten. Mit der Zeit stellt sich heraus, daß der Schuldspruch ein Justizirrtum war. Die Schlägerei ist an einem bestimmten Föhntag in einer Stimmung gegenseitiger Reizbarkeit sozusagen ‚aus dem Nichts‘ entstanden.“

Das ist nicht nur eine Geschichte, sondern das ist Geschichte. Das stammt aus einem politischen Artikel des Bernt von Heiseler und ist gedacht als Parallele auf das deutsche Schicksal im und nach dem zweiten Weltkrieg.

Der Faschismus habe den Krieg planmäßig vorbereitet? Ach was, er hat sich nur ganz zufällig „in einer Wirtschaft in eine Schlägerei eingelassen“. So ist die Schlägerei, lies Weltkrieg Nr. Zwo, so mir nichts, dir nichts „aus dem Nichts entstanden“. Der Föhn, der Föhn – das himmlische Kind. Den Krieg planmäßig auch vom Zaun gebrochen? Potztausend. Was kann man denn dafür, daß ganz zufällig damals eine Öllampe vom Tisch plumpste. Und keine Bange um die Zukunft! Moderne Technik, elektrisches Licht gibt heute Sicherheit; das ist so ähnlich wie mit der Armbrust und der Bombe. Im übrigen, wer hat wohl noch nie kein Porzellan zerschlagen, und nicht nur im Wirtshaus, nicht wahr, Herr Minister?

Millionen ausgehungert, vergast, erschossen? Mein Gott, eine Körperverletzung kann doch im besten Haus am Platze vorkommen! Und bei den meisten gab's doch nur 'ne Schramm!

Sie kennen übrigens den Text und auch den Herrn Verfasser, Herr Minister! Ja, richtig, der Artikel wurde in den „Informationen für die Truppe“ abgedruckt, als Sie noch Minister der Bundeswehr waren.

Und der Herr von Heiseler hat der Bundeswehr geistig die Treue gehalten. Erst kürzlich schrieb er über die Helden der Naziwehrmacht, „daß Rommel, Manstein, Prien, Mölders und viele andere Namen sind, mit deren Ehrung die Bundeswehr sich selber ehrt.“ Die Ehre, wem diese Ehre gebührt, nicht wahr, Herr Minister.

Ja, der Heiseler sagt's im Krimi und als Historiker, er kann's vielseitig und mag's deshalb zum Abschluß auch im Namen des Franzel und des Gefßler-Mohler der Bundeswehr poetisch sagen, nämlich „daß ein Land nicht bestehen kann, wenn es seinen Bürgern nicht mehr süß und ehrenvoll ist, dafür zu sterben.“ Und das ist doch wohl auch ganz in Ihrem Namen gesprochen, nicht wahr, Herr Minister? Denn der Heiseler fordert, sich zu jenem Vaterland zu bekennen, „wo deutsche Menschen leben und gelebt haben in einer 1000jährigen Geschichte“. Wo Sie doch in jenem 1000jährigen Reich sogar einmal bis nach Stalingrad gekommen sind! So ist es also Ihr „Fall Rot“, der sich hinter den Adenauer-Preisen verbirgt. Jawohl, Herr Minister!



Von Helmut Kühnel will ich erzählen, von Manfred Schulz und Uwe Mennenga. Artilleristen sind sie, Richtkanoniere, Geschützführer in einer Pakbatterie, Soldaten des dritten Diensthalbjahres. Noch neunundzwanzig Tage, und sie werden die Kaserne verlassen. Ohne Kommandierungsbeehl, ohne Ausgangskarte, ohne Urlaubsschein. Auf diesen Tag freuen sie sich, wie sie sich vor einigen Jahren auf die Schulentlassung freuten und auf den Tag, an dem sie ihre Facharbeiterbriefe bekamen. Und sie freuen sich zu recht. Bester Richtkanonier, bester Geschützführer, Schrittmacher der siebenten Batterie – das sind ihre Prädikate, über die sie glücklich, auf die sie stolz sein dürfen. Sie sind Soldaten, über die man spricht.

GESTERN ...

In der siebenten Batterie heißt es, die Richtkanoniere seien die Seele der Bedienungen, alle seien sie Könner auf ihrem komplizierten Gebiet. Aber wer von ihnen ist der Beste? Der Beste unter ihnen ist der Gefreite Helmut Kühnel. Er wurde es jedoch erst im letzten, im dritten Diensthalbjahr. Im ersten Halbjahr war er nicht ein einziges Mal belobigt worden. Eine Strafe hatte er sich eingehandelt, weil er unerlaubt ausgegangen war. Im zweiten Halbjahr bekam er für gute Schießergebnisse eine Prämie. Das war aber auch alles. Erst am Beginn des dritten Halbjahres platzte bei ihm der Knoten. Und das kam so: Im Herbst 1967 machte sich im ersten Feuerzug so etwas wie eine Torschlößstimmung breit, entfacht und geschürt von den „Alten“, die nun bald nach Hause gehen sollten. Als es gar hieß, die Batterie werde an der Parade der Waffenbrüderschaft in Berlin teilnehmen, trugen die „alten Füchse“ ihre Nasen doppelt hoch. Sie glaubten, diese Auszeichnung wäre einzig und allein ihr Verdienst, und sie ließen es die jüngeren Genossen spüren. Damit war Helmut Kühnel keineswegs einverstanden.

Junge Artilleristen und ein altes Sprichwort

Von Rolf-Peter Bernhard



**Ende gut-
alles gut!**

Hatten nicht auch die jüngeren Soldaten der Batterie zu diesem Ergebnis beigetragen? Statt aber gegen die „Alten“ offen zu Felde zu ziehen, sann er nach einer Möglichkeit, wie man sie ausstechen könnte. Zusammen mit drei Freunden tüftelte er sogenannte Entlassungskandidaten aus, die er unterschrieb. Sie sollten den Genossen seines damaligen zweiten Diensthalbjahres eine „moralische Störkung“ verschaffen. Eine seltsame Logik!

Ein solcher „Paß“ geriet in die Hände des Batteriechefs. Und das ausgerechnet während des Paradedrainings in Berlin. Helmut machte sich auf ein gehöriges Donnerwetter gefaßt. Doch gerade das Gegenteil trat ein.

Hauptmann Dieter Schimmel unterhielt sich ganz ruhig und sachlich mit ihm. Auf Ausflüchte, Entschuldigungen und Beteuerungen ließ er sich nicht ein. Davon wollte er gar nichts hören. Statt dessen zeigte er Helmut auf, daß diese Art von Entlassungssstimmung eines guten, pflichtbewußten Soldaten unwürdig ist, weil sie die Aufrechterhaltung einer ständigen, hohen Gefechtsbereitschaft behindert, weil sie die Verteidigung unseres sozialistischen Vaterlandes schwächt. Und er erinnerte Helmut daran, daß er doch während seiner Maurerlehre an der Abend- schule die mittlere Reife erworben hatte, ein Zeichen für Energie und Willensstärke. Und ob er jetzt weniger Kraft für die ehrenvolle Erfüllung des Schwures aufbringen wolle?

Und dann wollte der Kommandeur wissen, ob es für Helmut in der Batterie nicht genügend Vorbilder gäbe. Natürlich gab es die. Und es waren nicht wenige. Der Gefreite Ehrhard Dahms, sein Vorgänger, hatte ihn gründlich ausgebildet, ihn zu einem qualifizierten Richtkanonier gemacht. Diese Funktion bereitete Helmut Spaß. Er lebte und lachte mit, sobald der Verschluß der Kanone geöffnet, sobald die Granate ins Rohr geschoben war. Und er sorgte auch mit für gute Schießergebnisse.

Mit hängenden Ohren war Helmut Kühnel zu seinem Batteriechef gegangen. Nachdenklich saß er ihm gegenüber. Als er gegangen war, sagte er sich schließlich, daß der Hauptmann recht hatte: Wer seinen Wehrdienst nicht bis zuletzt gewissenhaft versieht, den werden die Kollegen in der Produktion kaum auf Rosen betten. Und Helmut wollte und will Bauingenieur werden. Können ihm die Kollegen glauben, daß er bei seinem Studium genügend Energie und Willensstärke aufbringen wird, wenn er seinen Wehrdienst nicht bis zuletzt gewissenhaft und pflichtbewußt versieht?

... UND HEUTE

Helmut Kühnel hat seinen Fehler nicht nur eingesehen, er hat ihn gründlich korrigiert. In den letzten fünf Monaten zeigte er, was wirklich in ihm steckt. Wohl an die fünfzehn Anerkennungen wurden ihm ausgesprochen.

„Wenn wir fortgehen würden und plötzlich versagten die neuen Richtkanoniere, das wäre ein schlechtes Zeugnis für uns. Die Siebente war stets eine gute Batterie. Das soll und muß sie bleiben“, sagt Helmut jetzt. Es war wohl vor allem die Mahnung von Hauptmann Schimmel, die ihn so veränderte. Seit dieser Zeit macht er sich nämlich ernsthaft Sorgen um den Richtkanoniernachwuchs seiner Batterie.

Unter den Neuen am ersten Geschütz besitzt besonders der Kanonier Norbert Pagel das Zeug für einen guten K 1. Auf ihn konzentrierte sich Helmut Kühnel von Beginn an. Ihm vermittelte er all sein Wissen und Können. Er verschwieg ihm auch nicht die vielen kleinen, ehrlichen Kniffe, Ergebnisse seiner monatelangen Erfahrungen.

Als das Batterieschießen nahte, hatte er Norbert Pagel bereits soweit ausgebildet, daß er als Richtkanonier eingesetzt werden konnte.

Es ist kein gerade angenehmes Gefühl, wenn man plötzlich erfährt, daß man als K 1

kämpfen soll, und dazu noch beim ersten Schießen. Das weiß Helmut Kühnel. Deshalb erklärte er als erprobter Richtkanonier dem Neuen nach einmal gründlich die Geheimnisse des Rundblickfernrohres. Er machte ihm an der Optik vor, wie man richtet, und ließ es Pagel nachmachen. Er verrät ihm, wie er den Panzer in die Optik „reinlaufen“ läßt, wann er den Kopf zur Seite nimmt, um keinen Schlag auf das Auge zu erhalten, kurz – er verheimlichte ihm nichts. Alles, was er vom Gefreiten Dahms gelernt hatte, gab Helmut Kühnel nun, angereichert mit eigenen Erkenntnissen und Erfahrungen, dem jungen Genossen weiter.

„Paßt auf, daß ihr nicht über die Holme geht!“ – „Am blauen Auge erkennt man den künftigen K 1!“ – „Merkt euch, die ‚Hunderter‘ knallt so laut, daß ihr euch...“ Diese und ähnliche „Tips“, von den älteren Genossen zugehört, erweckten bei Norbert Pagel nun keine Angst mehr. Der Kanonier fühlte sich immer sicherer. Er vertraute Helmut Kühnel, seinem Ausbilder.

VORBILDER ...

Trotzdem, zunächst klappte es überhaupt nicht. Die ersten beiden Granaten schoß Norbert Pagel mit zu großem Aufsatz, die nächsten beiden nur wenig besser. Von sechs Granaten brachte er nur eine ins Ziel.

Der Kanonier war deprimiert. Er konnte seinen Genossen nicht in die Augen schauen. Er wußte, daß er versagt hatte. Die Genossen anderer Bedienung mußten seine Ziele mitverrichten.

Statt nun auf den „Versager“ zu schimpfen, klopfte Helmut Kühnel dem jungen Genossen auf die Schulter. Er sprach ihm gut zu, machte ihm neuen Mut. Norbert Pagel wagte es noch einmal. Und beim Einzelgefechtsschießen erreichte die erste Bedienung die Note Eins.

Fortan weiß Kanonier Pagel, daß er in seinem Vorgesetzten nicht allein einen tüchtigen Ausbilder hat, sondern vor



allem einen verlässlichen Kameraden. Ihm nachzueifern, ein ebenso guter K 1 zu werden wie er, das ist sein Ziel. Aus ihrer Kameradschaft erwuchs eine persönliche Freundschaft.

Bald schon bewährte sich diese Freundschaft. Helmut Kühnel hatte die Nachricht erhalten, daß er sich auf das Aufnahmegespräch für das Bauingenieurstudium vorbereiten soll. Norbert Pagel erfuhr davon und bot dem Richtkanonier seine Hilfe an. In ihren freien Stunden hockten sie fortan zusammen und übten Mathematikaufgaben, riefen

sich physikalische Gesetze ins Gedächtnis zurück und erinnerten sich chemischer Formeln. Als Helmut Kühnel schließlich zur Fachschule fuhr, da war es Norbert Pagel, der ihn aufmunternd in die Rippen boxte. So wie es Helmut getan hatte, auf dem Gefechtsfeld, beim ersten Schießen.

... UND KAMERADEN

Nicht Helmut Kühnel allein, alle erfahrenen Kämpfer der siebenten Batterie halten mit ihrem reichen Schatz an Wissen und Erfahrungen nicht hinter dem Berg.

Bereits im ersten Diensthalbjahr hatte sich Uwe Mennenga zu einem überdurchschnittlichen Richtkanonier entwickelt. Nach sechs Monaten wurde er vorzeitig zum Gefreiten befördert und als Ge-

schützführer eingesetzt. Sein Name ist heute nicht nur für die siebente Batterie ein Begriff. Er zählt zu den besten Geschützführern des gesamten Truppenteils. Und das nicht nur wegen seiner bestechenden Schießergebnisse.

So wie sich Helmut Kühnel um die jungen Richtkanoniere sorgt, so kümmert sich Uwe Mennenga um die neuen Geschützführer.

Oft geht er zu Unteroffizier Gerd Reifegerste, um ihm zu helfen, sich rascher zu einem guten Geschützführer und Vorgesetzten zu entwickeln. Gerd Reifegerste hatte ihn nie darum gebeten. Wachtmeister Lämmer, der Zugführer, hatte ihn nie dazu aufgefordert. Für Uwe Mennenga ist es selbstverständlich, die Lehren seiner Soldatenzeit auf den noch unerfahrenen Genossen zu übertragen.

Und Manfred Schulz, der Richtkanonier der zweiten Geschützbedienung? Er war schon an straffe Ordnung und Disziplin gewöhnt, bevor er



Soldat wurde. Als Bootsmann des Forschungsschiffes „Meteor“ der Prüfstelle für technische Schiffsausrüstungen des DAMW war er selbst Vorgesetzter, hatte er jungen Matrosen die gleichen Eigenschaften anzuerziehen. War es da verwunderlich, daß er auch bald zum ruhenden Pol des ersten Feuerzuges wurde? Immer gewohnt gewesen, gut zu arbeiten, tat er es besonders jetzt und hier.

Vor allem achtet er darauf, daß keiner der „alten Hasen“ auf die Idee kommt, in den letzten Tagen noch irgendwelche Faxen zu machen.

Bis zur letzten Stunde treu die Soldatenpflicht zu erfüllen, das hat sich Manfred Schulz ebenso vorgenommen wie Uwe Mennenga und Helmut Kühnel. Und das macht die Genossen des dritten Diensthalbjahres zu Vorbildern, zu wirklichen Kameraden.

ABLÖSUNG

Noch neunundzwanzig Tage, nicht einmal mehr ein Monat. Aber in der Batterie Schimmel gibt es unter den „Alten“ keine Abschiedsflaute. Nie-

mand von den Genossen meint, er habe nun genug getan, die vom ersten Diensthalbjahr sollten erst einmal ebenso viel leisten.

„Je höher die Verantwortung, desto größer die Freude an der Arbeit. So ist es im Betrieb, und so ist es auch bei der Armee. Wenn man sieht, daß man etwas geschafft hat, dann ist man auch zufrieden“, meint Gefreiter Uwe Mennenga, der ausgezeichnete Geschützführer. Und Gefreiter Helmut Kühnel fügt hinzu:

„Wir werden die letzten Tage nutzen, um unsere Nachfolger gut zu rüsten. Wir Richtkanoniere sind uns einig: Wir ersetzen uns selbst, wenn wir unseren Nachwuchs heranbilden. Ihre Leistungen sind der Spiegel unserer eigenen Arbeit. Erst wenn sie gut ausgebildet sind, können wir mit ruhigem Gewissen nach Hause gehen.“

Und Kanonier Norbert Pagel, einer ihrer Nachfolger? Es steht jetzt schon fest, daß er als Richtkanonier in der ersten Bedienung bleiben wird. Ihm ist klar, daß er seinem Vorgänger keine Schande bereiten darf. Und er will nicht, wie

Helmut Kühnel, erst in den letzten Monaten zu den besten Soldaten der Batterie gehören, sondern bereits jetzt.

Als Mitglied der FDJ-Leitung der Batterie hat er es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, alle Genossen dazu zu erziehen, daß sie nach dem alten Sprichwort handeln: Ende gut – alles gut! Und das heißt gewissenhafte Pflichterfüllung bis zum letzten Tag, bis zur letzten Minute.

Wenn diese Zeilen gedruckt werden, steht Helmut Kühnel wieder auf dem Bauplatz in Rostock-Lütten-Klein, pfeift Manfred Schulz seine Matrosen wieder zum Backen und Banken, bereitet sich Uwe Mennenga in seiner LPG auf die Schlossermeisterprüfung vor. Andere Genossen haben ihre Plätze an den Kanonen eingenommen, Artilleristen wie Norbert Pagel. Sie sind bestrebt, es noch besser zu machen als ihre Vorgänger. Die heute ihren Vorbildern nachzueifern, werden morgen selbst Vorbilder sein und helfen, den jungen Soldaten das Waffenhandwerk gründlich beizubringen.



Wie viele Kriegermäler gibt es hierzulande, gefallen deutschen Soldaten des ersten Weltkrieges zu gedenken? Diese Totensteine bezeugen, wer starb. Deuten sie auch das Wofür?

Von den Malen ein Ehrenmal ist Ernst Barlachs. 1929 hatte er es für den Dom zu Magdeburg gearbeitet, darstellend

Krieger auf einem Gräberfeld. Von drei Figuren seines Standbildes schreibt der Künstler, daß sie sich erheben, „in der Haltung solcher, die sich behaupten“. Und die deutschen Arbeiter und Soldaten behaupteten sich. Sie drehten im November 1918 die Gewehre um.

April 1917.

An den Fronten tobte noch der Krieg. Die Zahl der Gefallenen wuchs und wuchs. Hunger und Not herrschten in Magdeburg wie überall in Deutschland. Das Volk sehnte sich nach Frieden und Brot. Zu Beginn des Krieges hatten sich in einigen Großbetrieben Magdeburgs, wie Krupp-Gruson, Schäfer & Budenberg, Polter und R. Wolf, revolutionäre Arbeiter organisiert. Der Spartakist Albert Große führte sie. Im dritten Kriegsjahr hatte die Agitation dieser Gruppen Erfolg. 3000 Arbeiter zweier Betriebs-teile des Krupp-Gruson-Werkes streikten.

Zwei Tage hielten sie stand. Doch es gelang ihnen nicht, den Streik auf das gesamte Werk und andere Rüstungsbetriebe auszudehnen.

Vertrauensleute der rechten Sozialdemokraten machten dieses Vorhaben scheitern. Albert Große wurde verhaftet und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die am Streik beteiligten Arbeiter wurden einberufen. So gedachte die Reaktion „Ruhe und Ordnung“ zu schaffen. Der Streik war zwar zerschlagen, ungebrochen aber war der Kampfeswille der Magdeburger Arbeiter.

Januar 1918. In Deutschland brach der Generalstreik aus. Auch in Magdeburg standen alle Räder still. Eine Woche dauerte der Kampf, und wieder endete er durch Verrat rechter SPD- und Gewerkschaftsführer. Allein aus dem Krupp-Gruson-Werk wurden 3000 Arbeiter an die Front geschickt. Doch Wind gesät, war der Sturm nicht mehr aufzuhalten. Die Revolution reifte heran.

3. November. In Kiel, Hamburg und Bremerhaven gehen die Matrosen zum Aufstand über. Sie machen Schluß mit dem verhaßten Krieg.

7. November. Ein aus Kiel kommender Matrose, der die Nachricht vom Aufstand der Flotte überbringen sollte, wird am Abend von einem Offizier der Wache des Magdeburger Hauptbahnhofs erschossen.

8. November. Der feige Mord wird in der Stadt bekannt. Am Abend beschließen die Gewerkschaftsfunktionäre aller Verbände des Ortskartells: Generalstreik!

9. November. Gegen 10.00 Uhr beginnt der Streik. Arbeiter formieren sich zu Demonstrationssägen; auf dem Domplatz findet eine Großkundgebung statt. In den Mittagsstunden ziehen Soldaten der Magdeburger Garnison

unter roten Fahnen über den Breiten Weg, sich mit den Arbeitern solidarisierend.

Noch war die Revolution in Deutschland im Gange, da paktierten bereits die rechten SPD-Führer wie Scheidemann, Noske und Ebert mit der Konterrevolution. Stück um Stück gaben sie die durch die Arbeiterklasse erkämpfte Macht wieder an die Krupp, Thyssen und Hindenburg ab. Doch auch dagegen behaupteten sich die Arbeiter. Die Spartakisten und ihre Anhänger schufen sich an der Wende zum Jahr 1919 in der KPD eine revolutionäre Kampfpartei, die konsequent für die Interessen der Werktätigen focht.

Und auch in Magdeburg kämpfte sie für die Interessen der Werktätigen, konsequent und aufopferungsvoll. Der Metallarbeiter und geachtete Arbeiterfunktionär Fritz Rödel fiel dem Henkerbeil zum Opfer. Den Jungkommunisten Julius schleppten die Faschisten kurz nach seinem 21. Geburtstag auf das Schafott. Ihre Genossen aber standen im Mai 1945 als jene, die sich behaupteten, in der Elbestadt, die einem Trümmerhaufen mehr glich als dem alten Magdeburg.

Es war bereits das zweite zerstörte Magdeburg.

Am 20. Mai 1631, während des Dreißigjährigen Krieges, wurde die Stadt von den Truppen Tillys erobert und niedergebrannt. Am 16. Januar 1945, während des zweiten Weltkrieges, wurde die Stadt an der Elbe ein zweites Mal eingeäschert. Dieses Mal von anglo-amerikanischen Bombern. 50 Prozent der Stadt waren am Ende des letzten Weltkrieges zerstört. Opfer der sinnlosen Zerstörungen 1631 wie 1945 war das Volk.

Erst mit dem Sieg über den Faschismus wurden die Arbeiter Magdeburgs die Herren ihrer Stadt. Äußerer Ausdruck sind die Namen, die Magdeburgs größte Werke tragen: Karl Marx, Karl Liebknecht, Ernst Thälmann. Aus den Trümmern der leidgeprüften, tausendjährigen Stadt entstand das neue, sozialistische Magdeburg, die Stadt des Schwermaschinenbaus und der Studenten. Sie hat an der Gesamtproduktion des Schwermaschinenbaus der DDR einen Anteil von 20 Prozent. An der Technischen Hochschule „Otto von Guericke“ und der Medizinischen Akademie wird ein Teil unseres wissenschaftlichen Nachwuchses ausgebildet.

Die Geschichte dieser stolzen Stadt beweist, daß sie immer Bürger in der Haltung solcher hatte und hat, die sich behaupten. Daran erinnert auch das Mahnmal Ernst Barlachs.

H. P.

Oberes Bild: Pulsierendes Leben im Nordabschnitt der Karl-Marx-Straße, die vom Autoverkehr durch eine Umgehungsstraße befreit und zum Einkaufszentrum wurde. Der fensterlose Kachelbau ist ein Kinderkaufhaus. Im Hintergrund der Magdeburger Dom.

Unteres Bild: Blick von der Wilhelm-Pieck-Brücke über die Elbe auf einen Teil des größten Binnenhafens der DDR.



DDR

UNSER VATERLAND



AR-Korrespondent
Oberstleutnant Jon Nichifor, Bukarest,
besuchte für unsere Leser
die Kadettenschule



Unweit des Industriezentrums Cimpina liegt inmitten der Südkarpaten eine rumänische Kadettenschule. Schöne pastellfarbene Gebäude und schattenspendende Bäume schaffen eine angenehme Atmosphäre. Auf den von bunten Blumenrabatten eingefassten Alleen begegnen mir Gruppen von Schülern in Uniform. Ich betrachte etwas wehmütig ihre schlanken Statuen, ihre jugendlichen Wangen, die noch nicht die Rasierklinge gespürt haben und ihre klaren, lächelnden Augen. Es sind die Schüler der Militärakademien von morgen, die künftigen Offiziere in den Streitkräften der Sozialistischen Republik Rumänien.

Vom Diensthabenden begleitet, betrete ich einen der Flügel des Gebäudes. In der weiten, geräumigen Halle steht eine Statue von makellosem Weiß. Sie stellt den Gelehrten Dimitrie Cantemir dar – zugleich Herrscher an der Moldau von 1693 und 1710 bis 1711 –, dessen Name die Schule trägt. Als eng mit dem Volk verbundener Herrscher, auf dem ganzen Kontinent angesehener Diplomat und gleichzeitig großer enzyklopädischer Gelehrter war Dimitrie Cantemir eine hervorragende Persönlichkeit seiner Zeit. Als Philosoph, Historiker, Geograph und Literat, der der europäischen Kultur die erste Geschichte des türkischen Reiches übergab, wurde Dimitrie Cantemir 1714 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrag dieser hohen wissenschaftlichen Institution Deutschlands schrieb er das berühmte Werk „Descriptio Moldaviae“, eine der bedeutendsten rumänischen Monographien.

Wir gehen durch einige Unterrichtsräume. Überall herrschen Ordnung, Disziplin und die dem Studium, der Arbeit

DIMITRIE CANTEMIR

mit dem Buch eigene Atmosphäre. Einige Schüler hören gerade eine Lektion über die modernere Geschichte Rumäniens, andere treffen wir über Geographie- oder Politökonomie-Bücher gebeugt an. In einer weiteren Klasse können wir die Sachkenntnis bewundern, mit der die Schüler an der Tafel komplizierte Gleichungen lösen. Überall ist als bestimmendes, wesentliches Element die Leidenschaft zu spüren, schnell zu lernen, tief in die Vielfalt der wissenschaftlichen Erkenntnisse einzudringen.

„Was hat Sie bewogen, diese Schule zu wählen?“ fragen wir einige der älteren Absolventen.

„Von klein auf träumte ich davon, Offizier zu werden“, gesteht uns Ioan Gheorghe. „Ich werde unermüdlich arbeiten, um diesen Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Ich halte es für eine große Aufgabe, Menschen zu unterrichten, zu erziehen.“

„Es ist ein Männerberuf“, antwortet Stefan Toporan mit lakonischer Kürze.

„Mein Vater ist Panzeroffi-

zier“, sagt uns der Schüler Gheorghe Nistor. „Ich will seinem Beispiel folgen; denn auch mich begeistert die Technik. Ich weiß, daß unsere Armee mit moderner Bewaffnung und Technik ausgerüstet ist.“

„Ich“, meint schließlich Mihai Munteanu, „beschäftige mich gern mit Chemie und Technik, aber auch mit der Geschichte unseres Landes. Ich möchte Kommandeur werden, um meinem Vaterland wie so viele Helden der Vergangenheit zu dienen.“

Ob die Bekenntnisse der Jungen in Uniform spontan kamen oder lange überlegt waren – ich empfinde sie als absolut aufrichtig. Bringt man sie auf einen Nenner, so liegt in ihnen in jedem Falle die Entschlossenheit zum Arbeiten und Lernen, um tüchtige Verteidiger unseres sozialistischen, freien, unabhängigen und souveränen Vaterlandes zu werden.

„In meiner Kompanie ist, wie in der ganzen Schule, das Streben nach höchsten Ergebnissen zu einer Massenbewegung geworden“, erklärt Hauptmann Aurel Domide. „Die meisten Jungen erkämpf-

ten sich bereits den Bestentitel. Auch bewiesen sie ihre Stärke in den Mathematik-, Physik- und Chemie-Olympiaden im Kreis-, Bezirks- und im Landesmaßstab. Die Leidenschaft, gründliche Kenntnisse zu erwerben, pflegen wir Tag für Tag. Wir wollen junge Offiziere mit einer guten Allgemeinbildung, hervorragenden Ausbildungsergebnissen und tiefer Achtung vor unserem Volk, dem sozialistischen Vaterland und der Rumänischen Kommunistischen Partei heranbilden.“

Hauptmann Domide holt einen Briefumschlag aus der Tasche. Der Absender ist ein ehemaliger Schüler – jetzt Absolvent einer Militärakademie. Bewegt lese ich die letzten Zeilen des Briefes, die von den warmen Gefühlen des Schülers gegenüber seinem ehemaligen Kommandeur und Erzieher zeugen:

„... Ich danke Ihnen, Genosse Hauptmann, noch einmal für die Wärme und Sorgfalt, mit der Sie uns die ersten Schritte lehrten. Ich wünsche Ihnen, daß Sie auch weiterhin die beste Kompanie der Schule haben ...“



Modern und zweckmäßig wie dieser Leseraum sind auch die Hörsäle, Klassenräume und Kabinette eingerichtet.



Unzählige Augen durchforschen unablässig den Himmel über der DRV. Vor allem in der Nähe von Städten, Betrieben, Brücken und Übersetzstellen.

Vietnamesische NÄCHTE

Von AR-Korrespondent Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau



Der geländegängige „GAZ“ ist mit Zweigen und Palmwedeln gründlich getarnt. Ein Bambusgeflecht bildet über der Kühlerhaube eine Art Schutzschirm für die Scheibe. Das ganze Fahrzeug sieht wie ein großes Gebüsch aus.

Von Beleuchtung kann keine Rede sein. Wir fahren ja durch ein Gebiet, in dem jeder Lichtschimmer auf der Erde Luftangriffe geradezu herausfordert. Vollständig im Finstern zu fahren, ist jedoch auch nicht möglich. Interessiert beobachte ich einen winzigen Lichtstrahl, der nicht weit vor dem Auto wieder in der Finsternis versickert. Was uns entgegenkommt, taucht vor der Kühlerhaube wie aus trübem Wasser auf und gewinnt deutliche Konturen erst in unmittelbarer Nähe. Allerdings nur in einem schmalen Lichtbündel.

Die Beine fest aufgestützt, die Hände um die Griffe der Sitze geklammert, in alle möglichen Richtungen gerüttelt und geschüttelt, rätsle ich lange, was für eine neuartige technische Einrichtung hier verwendet wird. Als das Fahrzeug einmal anhält, besichtige ich eilig jene geheimnisvolle Anlage. Der „Luftschuttscheinwerfer“ erweist sich als eine kleine aber tiefe Konservendbüchse, auf deren Boden ein Glühlämpchen befestigt ist. Und das ist alles! Der nicht ganz abgeschnittene Deckel der Büchse bildet einen natürlichen Schirm, der durch Heben oder Senken den Winkel des Lichtstrahles reguliert. Eine verblüffend einfache Lösung. Diese Art der „Beleuchtung“ ist – wie die Praxis bewiesen hat – vom Flugzeug aus nicht festzustellen. Demgegenüber strahlen die uns entgegenkommenden Fahrräder geradezu blendende Helle aus. Aber die Radfahrer hören auch die sich nähernden Flugzeuggeräusche und können dann ihre Scheinwerfer abschalten. Doch wir? Wir vernehmen lediglich den Lärm unseres Motors und das Ächzen der Karosse.

Wie die Kraftfahrer allerdings unter diesen Bedingungen zurechtkommen, ist schwer zu ergründen. Auf jeden Fall schlagen sie sich stets bis zum Ziel durch. Natürlich fahren sie meist nicht schnell. Das erlauben weder die Straßenverhältnisse noch der Verkehr auf der Straße. Jeden Augenblick kann vor uns unversehens ein tiefer Trichter, ein Radfahrer oder ein Auto auftauchen.

Alle paar Meter schüttelt uns der „GAZ“ unbarmherzig durch. Dann holpert er über mit Erde und Steinen aufgefüllte Bombentrichter. Es gibt ihrer mehr als genug. Nirgends in Vietnam habe ich eine unbeschädigte, nicht zerbombte Straße gesehen. Aber nirgends auch eine unterbrochene Straße. Ein durchdachtes System von Umleitungen, Übersetzstellen, Straßenneubauten und provisorischen Ausbesserungen ermöglicht es, überall hinzukommen. Neben zerstörten Brücken, häufig auch auf den Resten alter, errichten die Vietnamesen provisorische Holzbrücken. Das sind dem Augenschein nach gebrechliche, ächzende und schwankende Konstruktionen aus Bambus, Brettern und Balken, die jedoch die Überquerung der Flüsse und Bäche ermöglichen, sogar für schwer beladene Autos. Und wenn sie wiederum bom-

bardiert werden? Dann werden sie wiederum hergerichtet. Und für die Zeit, die für die Behebung der Schäden erforderlich ist, werden die Fahrzeuge umgeleitet über eine zweite, dritte oder vierte Übersetzstelle – nicht weit von der ersten.

Wir haben eine solche Überfahrt erreicht. Der Fahrer kennt die Gegend wie seine Westentasche. Er schaut sich kurz um und wählt einen von drei Pfaden, die sich gleichen, wie ein Ei dem anderen. Das kärgliche Licht unseres „Luftschuttscheinwerfers“ schält bald darauf eine zierliche Gestalt in kegelförmiger Kapuze aus der Finsternis. Ein Mädchen. Es hat keine Laterne. Nur ein Pfiff von ihr ist zu vernehmen: das Signal zum Halten.

Unser sonst so energischer Fahrer bremst gehorsam. Wir kommen neben dem Mädchen zum Stehen. Große, in der Dunkelheit glänzende Augen. Schimmernde Reflexe auf dem Plastikumhang. Denn seit einiger Zeit regnet es schon. Das dünne, anhaltende Nieseln macht das Leben nicht leichter. Die Tropen sind nun mal die Tropen, doch die derzeitige Temperatur von 10° über Null ist bei diesem Wetter und der hier üblichen Luftfeuchtigkeit schlechthin unerträglich. Alles ist feucht und kalt. Die Kleidung, die Luft, jeder Gegenstand, den man in die Hand nimmt. Doch sind dies nur Kümmernisse für Neulinge. Die Vietnamesen achten auf derlei Kleinigkeiten überhaupt nicht.

Das Mädchen sagt etwas. Eine Information über den Straßenzustand.

Alles ist in Ordnung. Die Übersetzstelle ist heil. Wir müssen lediglich einige Fahrzeuge durchlassen, die von der entgegengesetzten Seite kommen. Wir selbst sehen nichts. Das Mädchen aber, das den Verkehr regelt, weiß Bescheid und zwar durch die Kameradin auf der anderen Seite des Flusses.

Eine Kolonne großer LKW zieht schließlich an uns vorüber. Schwer arbeiten die Motoren, auf hohen Tourenzahlen laufend. Mit den Zweigen ihrer Tarnung die Plane unseres „GAZ“ streifend, wälzen sich die Fahrzeuge vorbei. Nun ist die Reihe an uns. Das Mädchen gibt mit der Hand ein Zeichen. Dann ein offizieller, dienstlicher Pfiff. Sie wünscht uns gute Fahrt auf heiler Straße. Unser Wagen wird nach allen Seiten geworfen, obwohl wir mit minimaler Geschwindigkeit fahren. Es kann wohl niemand mehr sagen, wie viele Male das Gebiet um jene Brücke schon bombardiert worden ist. Die Erde ringsum ist gründlich und viele Male umgepflügt.

Wir fahren auf die Brücke. Verdächtig knarren die Bretter unter den Rädern. Alles, was sich hier so mühselig über der Wasseroberfläche hält, schwankt, aber – es hält. Wieviele mögen wohl vor uns diese Brücke schon passiert haben?

Jetzt befinden wir uns fast in der Mitte. Ringsum ist es still. Unwillkürlich suchen unsere Augen den Himmel ab. Wie, wenn jetzt ein Flugzeug...

Am Brückengeländer steht, das Gesicht uns zugewandt, ein Mann. Unser Licht gleitet über

das Gesicht eines Menschen hinweg, der die Fünfzig schon lange hinter sich hat.

„Der Diensthabende der Übersetzstelle“, erklärt uns der Fahrer. Der Diensthabende der Übersetzstelle. Das klingt alltäglich: Denn wo gibt es nicht überall Diensthabende? Doch hier scheint mir der Begriff „Diensthabender“ weit gewichtiger zu sein als anderswo.

Da steht der schmächtige Alte auf „seiner“ Brücke und scheuert sich die Brust an den Kästen der vorüberfahrenden Automobile. Die Zweige ihrer Tarnung streifen ihm über das Gesicht, während er dem Krachen und Ächzen der schwankenden Holzkonstruktion lauscht. Aufmerksam verfolgt er die Überfahrt eines jeden Wagens. Gemeinsam mit dem Fahrer erlebt er jedes Zittern des Fußes auf dem Gas-

pedal. Mit dem Gehör, den Augen und den auf den schaukelnden Brettern erzitternden Füßen wahrnehmend, ob „seine“ Brücke in Ordnung ist. ER vor allem ist verantwortlich dafür, daß sie in Ordnung ist. Damit der Strom der Fahrzeuge und Maschinen niemals abreißt. Niemals?

„Und wenn ein Luftangriff erfolgt?“ frage ich meine Gefährten.

„Na, dann muß er natürlich die Fahrzeuge stoppen und aufpassen, daß sich in dieser Situation keiner auf der Brücke befindet“, lautet die Antwort.

„Und was wird mit ihm?“

Ich erfahre, daß der Diensthabende, wenn er es schafft, in dem kleinen Schutzgraben am Ufer Zuflucht sucht.

**Zerbrechlich wirken oft
die schnell improvisierten
Übersetzstellen –
aber sie vertragen erstaun-
lich hohe Belastungen.**



„Und wenn er es nicht schafft?“

„Dann ist es am besten, sich auf die Mitte der Brücke zu legen. So verringert man die Gefahrenzone. Denn Volltreffer sind selten. Die Brücke geht höchstens unter der Einwirkung naher Detonationen auseinander...“

Am jenseitigen Ufer des Flusses steht das zweite Mädchen. Als wir an ihr vorbeifahren, winkt sie uns zu, wünscht uns guten Weg und pfeift den uns entgegenkommenden Autos. Geschützrohrewippen, Flak-Artillerie wechselt ihre Feuerstellung. Von Zeit zu Zeit fassen die Reifen ein Stück Oberbau. Das stärkt uns in der Überzeugung, daß wir uns auf einer „richtigen“ Straße befinden und nicht übers Feld fahren. Trotzdem müssen wir uns wieder festklammern, um nicht von den Sitzen geschleudert zu werden. Die Füße halten den auf dem Boden rasselnden Helm. Wir bemühen uns, mit den Augen die Finsternis zu durchdringen. Seitlich sind nur die Umrisse von Bäumen und die blinkenden Wasserspiegel der Reisfelder auszumachen.

Plötzlich wird es hell vor uns. Die Nacht zerreißt ein den Horizont erleuchtender Blitz. Dann Röte. Mit Donnerkrachen sprüht Feuer zum Himmel. Der Lärm unseres Motors erstickt unter dem Krachen der Einschläge.

„May Bay!“ schreit der Fahrer.

Weiter ist nichts zu erklären. May Bay – das ist ein Flugzeug. Der Wagen schleudert auf die Seite von den gewaltsam gezogenen Bremsen.

„Helm auf und in den Graben!“ vernehme ich. Eilig folge ich dem Fahrer, der im Handumdrehen seinen breitrandigen groben Strohhut erhascht hat. Folgen ist allerdings für jene Situation ein außergewöhnlich eleganter Termi-

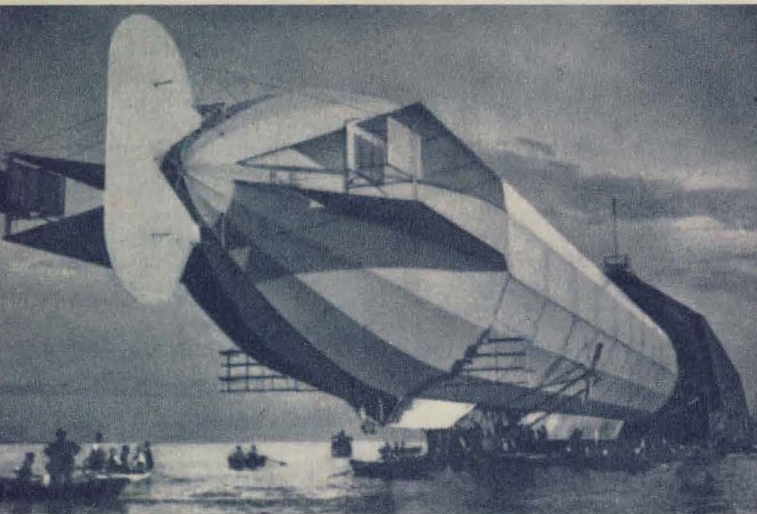
nus, und er gibt auch die Stimmung bei jenem Sprint nur sehr unvollkommen wieder... Wie gut, daß hier ein Graben ist. Dutzende Meter zuvor waren ringsum nur Reisfelder.

„Der Apparat!“ fährt es mir plötzlich durch den Sinn. Dort im Auto ist mein Fotoapparat zurückgeblieben. Dazu das Tonbandgerät. Wenn eine Bombe das Auto erwischt, ist alles hin. Als ich mich über den Grabenrand beuge, um etwas zu erspähen, ist das Schauspiel schon vorüber. Nur ein-, zweimal bellt noch eine Schnellfeuerkanone. Hat der Luftpirat geschossen? Wurde auf ihn geschossen? Schwer zu bestimmen. Schon schlagen wieder die Wagentüren zu. Los! Nach wenigen Minuten erreichen wir den Ort, in dem vorhin die Sprengbomben einschlugen. Die Straße ist zum Glück unversehrt. Nur große Klumpen nassen Lehms bedecken sie jetzt. Seitlich, einige Dutzend Meter zur Rechten, qualmen tiefe Trichter, die zur Hälfte bereits voll Wasser stehen.

Der Lehm schmatzt unter den Reifen. Wir rollen weiter – wie Hunderte von anderen Fahrzeugen auf den bombardierten, zerstörten und doch ständig intakten Straßen Vietnams.

Mein Bericht wäre unvollständig, wenn ich nicht hinzufügte: und gut bewehrten. Die Amerikaner zahlen teuer für ihre Versuche, die Verkehrswege in Vietnam zu unterbrechen. Die erfolglosen Überfälle auf die berühmte Brücke von Ham Rong kosteten den Angreifer bereits ungefähr 100 Flugzeuge und eine große Zahl Piloten. Eine Brücke von zwanzig Metern Breite in Ha Tinh – sechs Flugzeuge. Jede Fähre und jede Flußübersetzstelle bezahlt er im Durchschnitt mit weiteren vier Flugzeugen. Aber darüber mehr in einem weiteren Bericht.

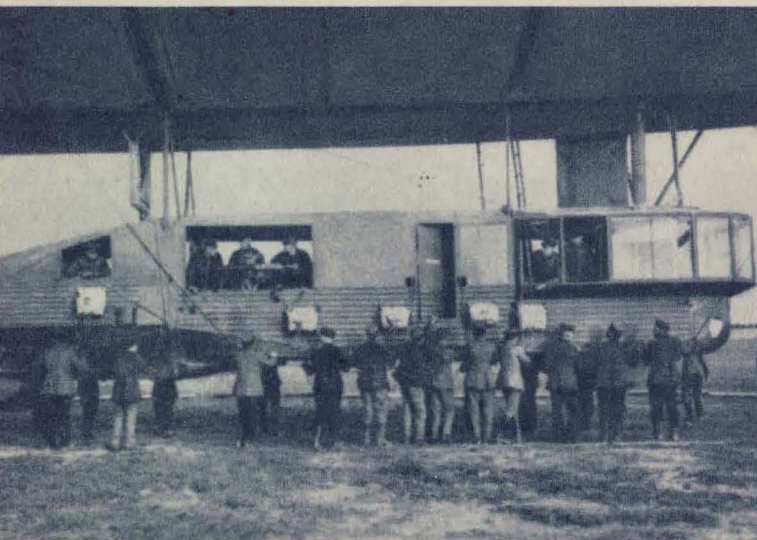




Starre Luftschiffe, die Zepeline vergangener Zeit, in unseren Tagen? Seit einigen Jahren befassen sich Ingenieure und Forscher in verschiedenen Ländern mit der „Neuaufgabe“ des Luftschiffes. Selbstverständlich auf neue Art, mit Hilfe der modernen Naturwissenschaften. Wie seine Entwicklung verlief und welche Zukunftsaussichten offenstehen, soll unsere Beitragsfolge berichten. Es begann mit dem Ballon. Heute kann man wohl kaum noch errimmen, was die beiden ersten Luftfahrer, die Franzosen Pilatre de Rozier und Marquis d'Arlandes, gefühlt haben mögen, als sie am 21. November 1783 mit einem Ballon, dem nach dem Ent-

Kommt der „Zepp“ wieder?

Eine Betrachtung zum Thema Luftschiff von Hauptmann W. Kopenhagen



Zu Beginn des ersten Weltkrieges wurden die Armee-Luftschiffe sowohl technisch als auch waffenmäßig verbessert. Die Führergondeln erhielten Maschinengewehre, und außenbords wurden Rettungsfallschirme für die Besatzung aufgehängt. Im Bild: Gondel des LZ 93 (1916).

wicklungsstand der damaligen Zeit einzig möglichen Luftfahrzeug, bei Paris in die Lüfte stiegen. Danach sind noch viele Ballons gebaut worden. Alle hatten sie aber den Nachteil, daß man nicht an einen gewünschten Ort fliegen konnte, weil die Ballons nicht lenkbar waren. Zwar wurde versucht, sie durch verschiedene Ruder zu steuern, doch der Wind trieb auch weiterhin sein Spiel mit ihnen. Solange nämlich die Ballons der umgebenden Luft gegenüber keine Eigengeschwindigkeit besaßen, konnten ihnen auch keine Steuerorgane helfen. Das Problem war also nur durch einen Antrieb zu lösen. Kurios mutet heute an, daß eines der ersten Luftschiffe eine Luftscharbe besaß, die von acht starken Männern angetrieben wurde. Immerhin erreichte der Franzose

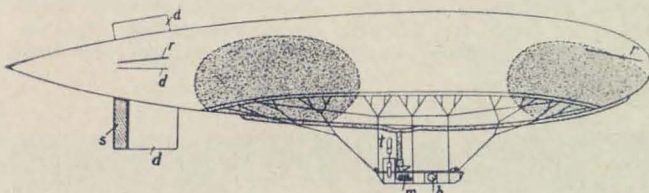
De Lôme im Jahre 1872 mit diesem Antrieb eine Geschwindigkeit von rund 10 km/h. Dem großen Ziel kamen dagegen seine Landsleute Renard und Krebs im Jahre 1884 wesentlich näher, die ihr Luftschiff mit einem von Batterien gespeisten 8,2-PS-Elektromotor antrieben. Mit diesem ersten lenkbaren Luftschiff flogen sie mehrere Schleifen und landeten wieder am Startplatz. Um die Situation der damaligen Luftschiffbauer zu verstehen, muß man wissen, daß hier absolute Pionierarbeit zu leisten war. Über aerodynamische Gesetze wußte man wenig. Statische Berechnungen gab es kaum, dafür aber viele Vorurteile, Irrtümer und Vermutungen, die die Entwicklungen hemmten.

Bevor der Graf Zeppelin sein erstes Luftschiff baute, mußte er viele Widerwärtigkeiten überwinden und sich das Handwerkszeug im wahren Sinne des Wortes erst schaffen. Die zweckmäßigste Form für die Luftschraube fand er beispielsweise nach vielen Schiffsversuchen auf dem Bodensee. Bei seinem Luftschiff LZ 1, das am 2. Juli 1900 zum Erstflug startete, verwendete er unter dem Rumpf eine Schiene mit einem verschiebbaren Gewicht, wodurch die Höhensteuerung bewirkt werden sollte. Diese Vorrichtung mußte schleunigst beseitigt werden, da sie die Insassen durch selbsttätiges Verschieben in Gefahr brachte. Insgesamt gesehen, besaß dieser erste „Zeppelin“ aber alle Merkmale seiner späteren Nachkommen. Ein festes Aluminiumgerippe war von außen mit Stoff umhüllt. Im Inneren lagen die Gaszellen, zwischen denen sich freie Räume befanden. Dadurch wurde erreicht, daß sich Außentemperaturschwankungen nicht so schnell auf das Gas auswirkten und keine Gasverluste auftraten. Andererseits war genügend Platz für die Zellen bei Gasüberdruck vorhanden. Gegenüber späteren Zeppelin-Luftschiffen fehlten bei dem LZ 1 noch die Stabilisierungs- und Steuerflächen. Das

von Daimler-Motoren (zusammen nur 30 PS) angetriebene Schiff war 128 m lang, maß im Durchmesser 11,6 m und erreichte eine Geschwindigkeit von 28 km/h. Das lenkbare Luftschiff war geboren!

Die wegen ihres festen Gerüstes als Starrluftschiffe bezeichneten „Zeppeline“ entstanden später als die unstarren. Deren Gattung wurde vorwiegend in Frankreich entwickelt und gebaut. Zu ihr gehörten auch die Prallluftschiffe von Parseval, deren Kiel unter der Ballonhülle lag, und halbstarre, wie sie Basenach und Groß bauten. Ihr Kiel befand sich im Inneren des Schiffskörpers, um den Innendruck zu verringern und die Gondel vorteilhafter anbrin-

und mit Hilfe der Luftschrauben vorwärtsbewegt werden. Wie ging der Start eines solchen Luftschiffes vor sich? In der Halle war das mit Sandsäcken beschwerte Schiff vorbereitet worden. Um das Schiff sicher und ohne Beschädigungen aus der Halle bugsieren zu können, mußte die recht umfangreiche und geschulte Haltemannschaft den Wind beachten, das Schiff am Boden halten, durch Abgabe von Wasserbalast auswiegen und draußen gegen den Wind drehen. Befand sich ein Besatzungsmitglied noch auf der Erde, so mußte ein Mann der Bodentruppe dessen Gewicht im Luftschiff „vertreten“. Auf ein Kommando wurde das Schiff regelrecht hochgewor-



Schematische Darstellung des Prallluftschiffes Typ „Parseval“. Der Rumpf hat keinerlei Gerippe, deshalb auch unstarres Luftschiff genannt. Seine Steifheit wurde durch die inneren Ballonets erreicht, die von einem Gasblase mit Luft gespeist wurden, so daß der Gasinhalt des Luftschiffes immer unter Druck stand und die Hülle prall war.

gen zu können. Beiden war gemeinsam, daß die Ballonhülle ständig prall gefüllt sein mußte, um die Biegebeanspruchung und den Druck auf die Stirnfläche aufzunehmen. Diese Lenkballons waren sehr leicht, zusammenlegbar und beanspruchten wenig Platz. Dafür waren sie aber auch leicht verletzbar, temperaturempfindlich und nur bis zu einem Gasinhalt von 10 000 m³ wirtschaftlich. Starrluftschiffe dagegen waren schneller, konnten mehr tragen und wesentlich weiter fliegen. Alle Beanspruchungen nahm bei ihnen das feste Gerippe auf. Alle Luftschiffe gehören zu den „Luftfahrzeugen leichter als Luft“, die sich durch die ihrer Masse entsprechende Luftverdrängung, hervorgerufen durch das Traggas, schwebend in der Luft halten

fen, stieg bis auf die Prallhöhe der Gasbehälter und ging dann auf Kurs.

Auch in der Luft waren die ersten Luftschiffe sehr anfällig gegen starke Windbewegung. Im Regen oder Nebel saugte sich die Stoffhülle voll Wasser und drückte das Luftfahrzeug nach unten. Um das Schiff zu erleichtern, mußte dann aus den Ballasttanks Wasser abgelassen werden. Andererseits stieg ein Luftschiff aber von allein höher, wenn sich das Gas in den Zellen erwärmte oder der Treibstoffvorrat abnahm.

Um landen zu können, wurden die Ruder benutzt und Gas abgelassen. Manövrieren konnte das Luftschiff auch dadurch, daß die Propeller vorwärts und rückwärts laufen konnten. Aus einer bestimmten Höhe wurde ein Landeseil

abgeworfen. Die letzte Etappe der Landung vollendete die Bodenmannschaft. Besonders während des ersten Weltkrieges kam es jedoch oft vor, daß keine Landungsmannschaft vorhanden war. Um zu verhindern, daß der riesige Rumpf hart aufschlug, sprangen dann aus zwei bis drei Metern Höhe Besatzungsmitglieder aus der Gondel und bremsten dadurch das Schiff ab.

Zu Beginn des ersten Weltkrieges besaß das kaiserliche Deutschland drei Verkehrs-, sieben Heeres- und zwei Marineluftschiiffe des starren Typs. Bereits nach wenigen Wochen zeigte es sich, daß an das Luftschiff zu hohe Erwartungen als strategische Bomber- und Aufklärungswaffen geknüpft worden waren. Trotz primitiver Abwehrmittel wurden in den ersten drei Kriegswochen vier deutsche Luft-

schiffe vernichtet. Über den Verlauf des gesamten Krieges erstreckte sich der Wettlauf zwischen Luftschiff und Abwehrwaffe. Um Ballonabwehrkanonen, Horchgeräten und Scheinwerfern sowie Flugzeugen ausweichen zu können, wurde die Steigfähigkeit ständig vergrößert. In Motor- und Führergondeln, im Heck und auf der oberen Plattform des Luftschiffes wurden bis zu acht MG gegen angreifende Flugzeuge gerichtet. Die Geschwindigkeit stieg von 20,0 m/s im Jahre 1914 auf 36,4 m/s im Jahre 1918. Trotzdem wurden die Verluste der insbesondere zum Bombenkrieg gegen England benutzten Luftschiffe immer größer. Die militärische Führung wollte jedoch nicht einsehen, daß Luftschiffe für diese Aufgaben völlig ungeeignet waren. Von 101 deutschen Luftschiffen, die während des Krieges von Heer

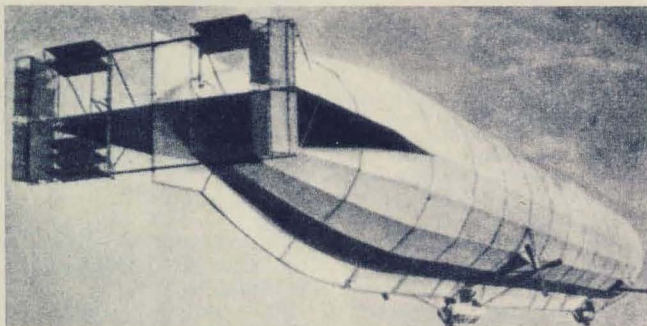
und Marine verwendet wurden, gingen 40 verloren.

England verfügte im ersten Weltkrieg über 162 kleine Prallluftschiffe verschiedener Typen, die im Wachdienst 3 200 000 km zurücklegten und die Küsten vorwiegend gegen deutsche U-Boote schützten. Auch Frankreich benutzte fast ausschließlich unstarre Luftschiffe, die aber kaum in das Kriegsgeschehen eingriffen. Lediglich das 9 600 m³ große Luftschiff „Adjutant Vincent“ bombardierte einige Städte im Rheintal, und dem Prallluftschiff VA 5 gelang es im Jahre 1918, ein deutsches U-Boot, das einen Frachter als Prise aufgebracht hatte, von der sicheren Beute zu vertreiben.

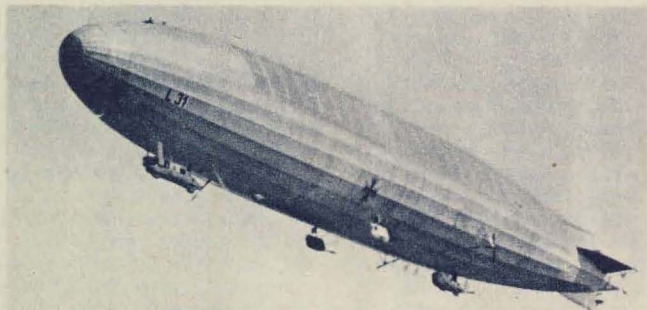
Rußland verfügte im Jahre 1915 über dreizehn unstarre Luftschiffe, die aber vorwiegend zu Aufklärungsflügen benutzt wurden.

Wenn sich auch gezeigt hatte, daß ein Luftschiff für strategische Aufgaben wenig geeignet war, so bestand bei der geringen Reichweite und Tragfähigkeit damaliger Flugzeuge doch die Möglichkeit, Luftschiffe für einen sicheren Luftverkehr zu nutzen.

Durch verschiedene Maßnahmen war die ursprüngliche Konstruktion des Zeppelinluftschiffes im Laufe der Zeit wesentlich verbessert worden. Die Gaszelle aus gummierter Baumwolle wich der besseren Außenhaut aus feinsten Tierdärmen, und das Alu-Gerippe wurde durch Dural ersetzt. Wesentlich war auch, daß der unter dem Kiel liegende Laufgang zu den Motorgondeln ins Schiffsinne verlegt, die anfangs an Auslegern noch am Schiffsrumpf angebrachten Luftschräuben direkt mit den Motoren gekoppelt wurden. Die Motoren selbst waren schon recht leistungsfähig und betriebssicher. Im Jahre 1917 gelang es, mit einem Luftschiff etwa 103 Stunden in der Luft zu bleiben. Bei der Landung befand sich noch Treibstoff für 33 Stunden an Bord. Damit bot sich das Luftschiff geradezu an, weite Strecken, wie z. B. den Atlantischen Ozean, im Luftverkehr zu bezwingen.



Eines der ersten bei der Armee in Dienst gestellten Heeresluftschiffe war Z II (1910/11). Seine Hauptdaten: Rauminhalt 17 800 m³, Länge 148 m, Durchmesser 14 m, Geschwindigkeit 76 km/h, Motorleistung 450 PS.



LZ 31 wies gegenüber Z II bereits die Merkmale des modernen „Zeppelins“ auf – zigarrenförmiger statt zylindrischer Rumpf, bessere Steuerorgane, zusätzliche Waffenstände zur Selbstverteidigung.



Funkpiraten zur HAVANNA

Das Spionageschiff „CTR 2“ – ein naher Verwandter der in nordkoreanischen Hoheitsgewässern ertappten „Pueblo“.

Als wir frühmorgens zum Hafen fuhren, erzählte man uns, daß ein Zyklon im Kommen sei. Das Wetter war stürmisch und trüb, was auf Kuba zu dieser Morgenstunde selbst in der Regenzeit eine Seltenheit ist. In den Straßen beeilten sich die Einwohner der Stadt, Fenster und Türen zu sichern sowie die Schaufenster zu verkleiden, damit die zu erwartenden Orkans Schäden in Grenzen gehalten würden.

Doch wir wollten auf's Meer hinaus! Und da unsere kubanischen Genossen, die uns zu dieser Fahrt eingeladen hatten, von den Witterungsunbilden kaum Notiz nahmen, bemühten wir uns, es ihnen gleichzutun. Immerhin fiel uns das nicht allzu schwer; wir sollten ja Zeuge eines für uns recht ungewöhnlichen und hochinteressanten Ereignisses sein: der Aufklärung eines amerikanischen Spionageschiffes durch Marineeinheiten der Revolutionären Streitkräfte Kubas.

Provozierend dicht an den kubanischen Hoheitsgewässern ankerte der US-Funkaufklärer CTR 2 unmittelbar vor Havanna. Solch einen Burschen mußte man sich genau ansehen – und ihm auch zu verstehen geben, daß es nicht ratsam wäre, in die Hoheitsgewässer einzudringen.

Die Torpedoschnellboote, die uns an Bord nahmen, lagen nur leicht schaukelnd auf dem Wasser. Doch das änderte sich nach dem Ablegemanöver, als wir Kurs auf die Karibische See nahmen. Vom Meer her wehte eine steife Brise und ließ noch im Hafen den Booten schaumgekrönte Wellen entgegentanzen. Dann passierten wir das Fort Havanna, und die ersten Brecher fluteten über das Deck. Doch da man

auch uns vorsorglich mit dem üblichen „Bordpäckchen“, dem wasserdichten Ölzeug ausgerüstet hatte, blieben wir verhältnismäßig trocken. Rasch schossen nun die Boote dahin, einen Schweif sprühenden Meerwassers hinter sich herziehend.

Der Sturm und der mit zunehmender Fahrtgeschwindigkeit sich rapide steigernde Maschinen-

Von Oberstleutnant Ing.
Joachim Dietrich
und
Major Ing. Werner Schicht

lärm machten jede Unterhaltung an Bord fast unmöglich. Doch da wir unbedingt wissen wollten, was über das Spionageschiff bereits bekannt war, versuchten sich die kubanischen Genossen, so gut es ging, uns verständlich zu machen.

Die Leute auf dem Yankee-Dampfer waren vor allem bemüht, die Funkverbindungen der Revolutionären Streitkräfte auszukundschaften und zu stören. Ganz sicher interessierten sie sich auch für Anzahl und Standorte der Funkmeßstationen. Außerdem war damit zu rechnen, daß sie Wirtschaftsspionage trieben, den kommerziellen Funkverkehr abhörten, um

wichtige Informationen weiterzuleiten und auf diese Weise der jungen Republik Schaden zuzufügen.

Bald würden wir das genau wissen; denn die Männer auf dem vor uns fahrenden Boot hatten neben funktechnischen Aufgaben den Auftrag, auswertbare Fotos von den Antennenanlagen des Funkspions zu machen.

Der tauchte nun vor uns am Horizont auf. Es dauerte nicht lange, dann konnte man durch das Fernglas bereits einzelne Besatzungsangehörige erkennen.

Es wurde Gefechtsalarm gegeben. Die Matrosen eilten auf ihre Posten, machten Torpedorohre und Maschinenwaffen gefechtsklar. Unser Boot hatte das vorausfahrende zu sichern; denn beim Umgang mit US-Spionen muß man immer mit unliebsamen Überraschungen rechnen.

Unser erstes Boot war jetzt bis auf etwa hundert Meter an das Spionageschiff herangefahren und begann es in gleichbleibenden Abstand zu umkreisen.

Gespannt starrten wir hinüber. Die Besatzung der CTR 2 schien beunruhigt zu sein. Aufgeregt liefen einige Leute auf Deck hin und her. Mit bloßem Auge konnten wir jetzt die Antennenanlagen des Schiffes einwandfrei erkennen und bestimmen. Es verfügte über Kurzwellen- und Ultrakurzwellenantennen, Parabolspiegel für die Dezitechnik und Mikrowellenantennen. Ja sogar hochempfindliche Richtmikrofone zum akustischen Abhören auf große Entfernungen entdeckten wir. Mit eigenen Augen überzeugten wir uns: CTR 2 war mit modernsten technischen Mitteln für Militär- und Wirtschaftsspionage ausgerüstet. Wir schauten in die Gesichter der kubanischen Matrosen. Einige wirkten gelassen, andere spiegelten deutlich Zorn und Haß wider. Doch äußerlich ruhig, konzentriert und sehr diszipliniert tat jeder in seinem Gefechtsabschnitt, was ihm befohlen war.

Erst auf der Rückfahrt machte sich der Unmut der Männer in heißen Diskussionen Luft: „Die sollen sich vorsehen! Wehe ihnen, wenn wir sie in unseren Hoheitsgewässern erwischen! Die gehören glatt vor Gericht!“ so schallte es durcheinander.

„Habt ihr aber auch gesehen, wie sie durcheinanderliefen und gestikulierten?“ fragte Marino, ein großer, schwarzhaariger Mestize. „Die haben jetzt sicher begriffen, daß wir sie im Auge behalten und daß sie mit uns nicht machen können, was sie wollen!“

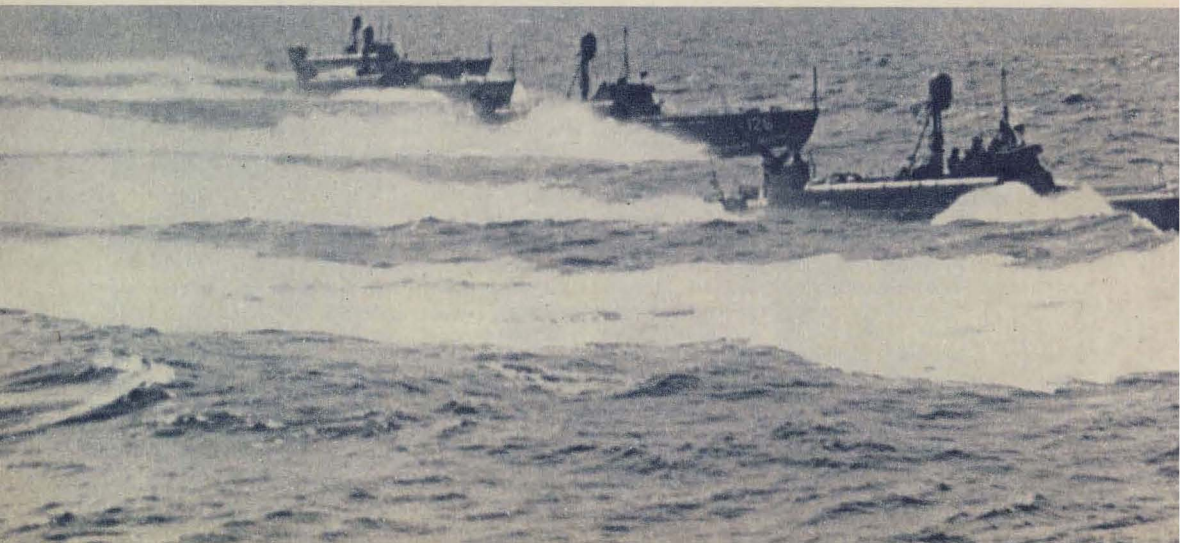
Die anderen gaben ihm recht. Marino schien überhaupt unter ihnen besondere Achtung zu genießen. Dann erfuhren wir, daß der jetzt Dreißigjährige 1959 mit dem von Fidel Castro geführten „Rebellenheer“ Havanna befreit hatte. Das war der Beginn eines neuen Lebens auch für ihn geworden.

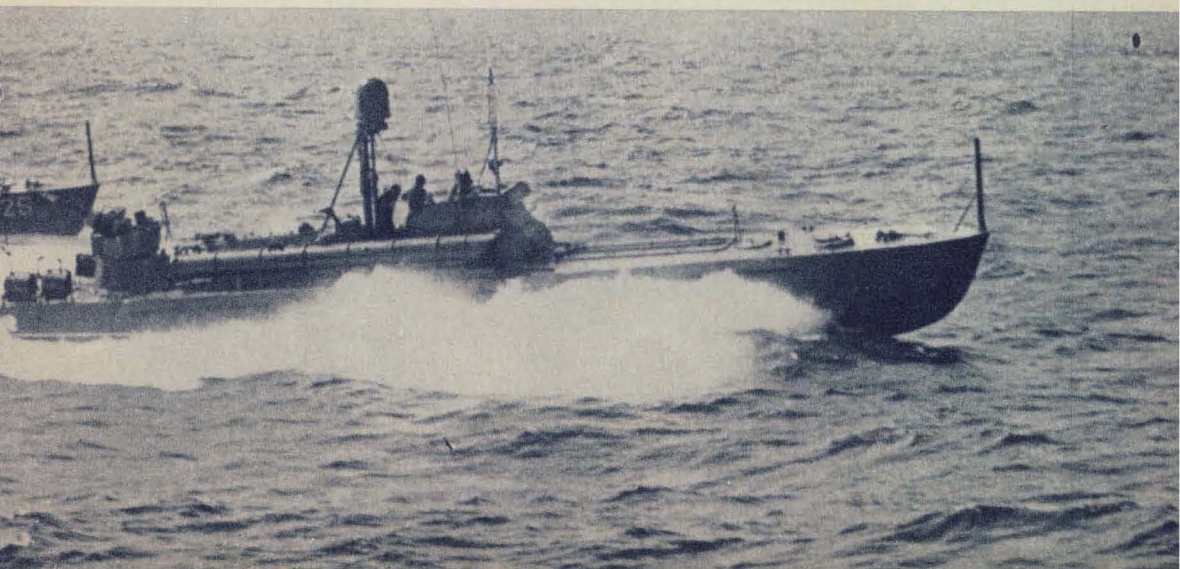
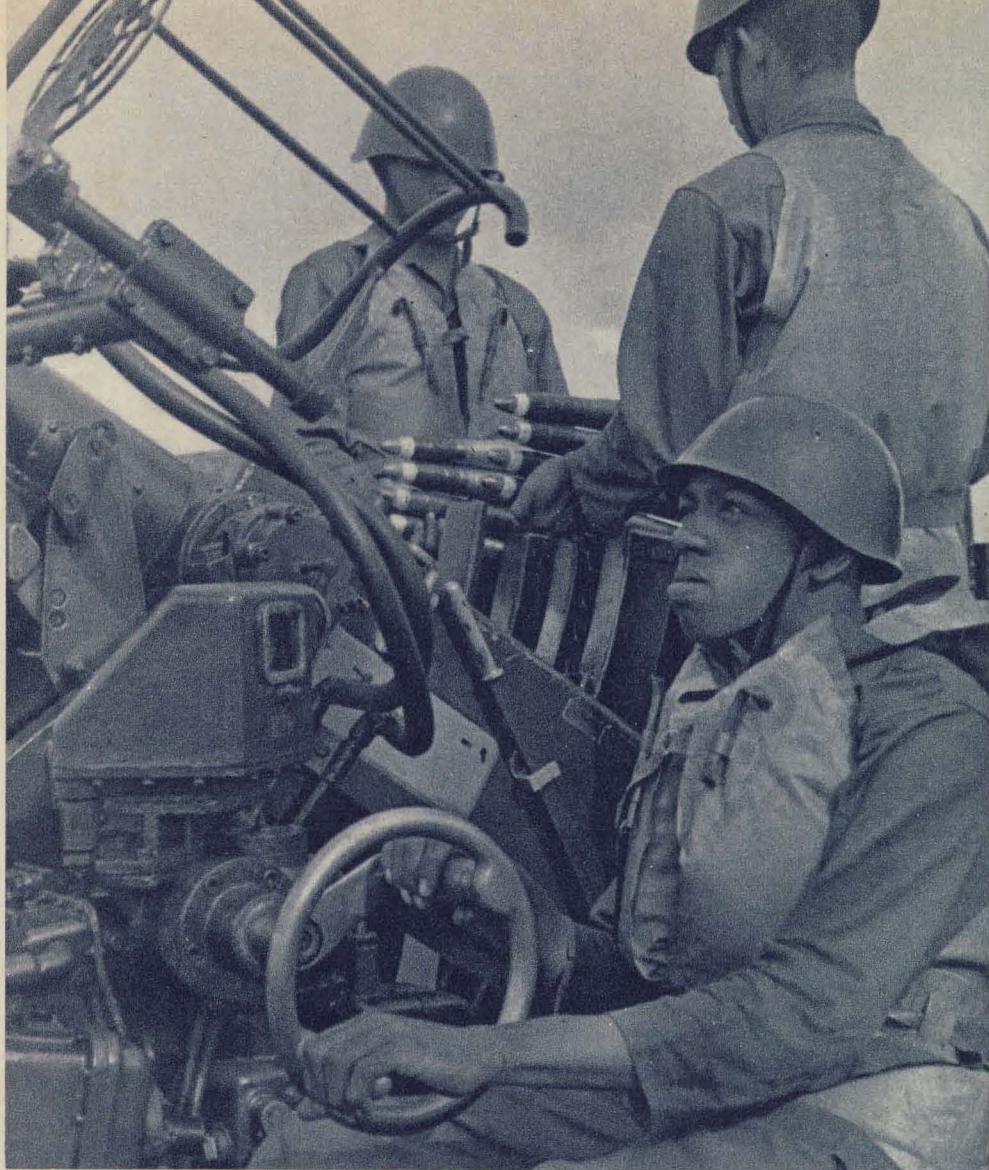
Früher hatte er als Mensch zweiter Klasse in einer Benzinkanisterhütte im Elendsviertel Havannas gehaust, sich und seine Familie mühsam über Wasser gehalten. Heute ist er ein hochqualifizierter Spezialist – Elektroniker, speziell Dezitechniker.

Als wir wieder in den Hafen von Havanna einliefen, zeigte er hinüber zu dem neuen sozialistischen Wohnviertel der Stadt mit den hohen weißen Häusern, breiten Straßen und ausgedehnten Grünanlagen: „Sehen Sie, dort drüben wohne ich jetzt – mit meiner Frau und unseren fünf Mädchen.“

Das Spionageschiff war inzwischen hinter dem Horizont der Sicht verschwunden. Geblieben war die Drohung für das junge, sozialistische Kuba – aber auch die Entschlossenheit Marinos und seiner Genossen, sich jeder imperialistischen Bedrohung mit aller Kraft zu erwehren.

**Schnelle
und sehr bewegliche
Sicherungskräfte
sind für die
Küstenverteidigung
der Inselrepublik
besonders wichtig.**







eflark

Eine Anekdote

Der Hai ist der schnellste aller Fische. Die Geschwindigkeit des schnellsten Dampfers ist, mit der seinen verglichen, kümmerlich. Und er ist ein großer Herumtreiber, durchschweift die Meere weit und breit und besucht im Zuge seiner rastlosen Ausflüge schließlich einmal eine jede Küste. Ich kann jetzt eine Geschichte erzählen, die bisher noch nicht im Druck erschienen ist. Im Jahre 1870 traf ein junger Fremder in Sidney ein und ging auf Arbeitsuche; aber er kannte keinen Menschen und brachte keine Empfehlungen mit, und das Ergebnis war, daß er keine Anstellung erhielt. Schließlich war sein Geld restlos ausgegeben. Er lief den ganzen Tag über durch die Straßen und grübelte; er lief auch die ganze Nacht über durch die Straßen, grübelte, grübelte und wurde immer hungrier. Bei Tagesanbruch bemerkte er, daß er ein ganzes Stück von der Stadt entfernt war, und schlenderte ziellos am Hafenufer entlang. Als er an einem dösenden Haifischangler vorüberging, blickte der Mann auf und sagte: „Hör mal, Kumpel, nimm doch mal die Leine eine Weile und bring mir ein bißchen Glück.“

„Woher wissen Sie, daß ich Ihnen kein Pech bringe?“

„Weil du das nicht kannst. Soviel Pech wie heute nacht hatte ich noch nie. Wenn du mir kein Glück bringst, schadet's nichts; ändert sich was, dann zum Guten, ist doch klar. Na, komm schon her!“

„Schön, und was kriege ich dafür?“

„Ich gebe dir den Hai, wenn du einen fängst.“

„Und ich esse ihn auf, mit Haut und Haar. Geben Sie die Leine her.“

„Da. Ich gehe jetzt eine Weile fort, damit nicht mein Pech dein Glück verdirbt; soundso oft habe ich schon gemerkt, daß, wenn — da, hol ein, hol ein, Mann, er hat angebissen! Ich hab doch gewußt, wie es kommt. Na, gleich wie ich

dich sah, habe ich gesehen, daß du ein richtiger Glückspilz bist. In Ordnung — der ist draußen.“

Es war ein ungewöhnlich großer Hai — „volle neunzehn Fuß“, sagte der Angler, als er das Tier mit dem Messer aufschlitzte.

„Jetzt nimmst du ihn aus, Kumpel, und ich gehe rüber und hole frischen Köder aus dem Korb. Meistens ist was drin, was das Rausholen lohnt. Siehst du, du hast mir Glück gebracht. Aber, herrje, ich hoffe, du hast deinem eigenen nicht geschadet.“

„Oh, das wäre nicht so schlimm; machen Sie sich darüber keine Sorgen. Holen Sie Ihren Köder. Ich nehme ihn solange aus.“

Als der Angler zurückkehrte, hatte der junge Mann sich in der Bucht die Hände gewaschen und wandte sich gerade zum Gehen.

„Was! Du gehst doch nicht etwa?“

„Ja. Leben Sie wohl.“

Um halb zehn saß der reichste Wollhändler Sidneys zu Hause in seinem Frühstückszimmer und verdaute beim Lesen der Morgenzeitung seine Mahlzeit. Ein Dienstmote steckte den Kopf hinein und sagte:

„Ein Sundowner ist an der Tür und will Sie sprechen, Sir.“

„Wozu meldest du mir so etwas? Er soll sich packen.“

„Er geht nicht, Sir. Ich habe es versucht.“

„Er geht nicht? Das ist — na, das ist doch ungewöhnlich. Dann kann er also nur zweierlei sein: entweder ist es jemand Besonderes, oder er ist verrückt. Ist er verrückt?“

„Nein Sir. Er sieht nicht so aus.“

Der Sundowner wurde hereingeführt.

Der Makler sagte sich: „Nein, verrückt ist er nicht; das sieht man; also muß er das andere sein.“ Dann laut: „Na, guter Mann, machen Sie schnell; verschwenden Sie keine Worte; was wollen Sie also?“

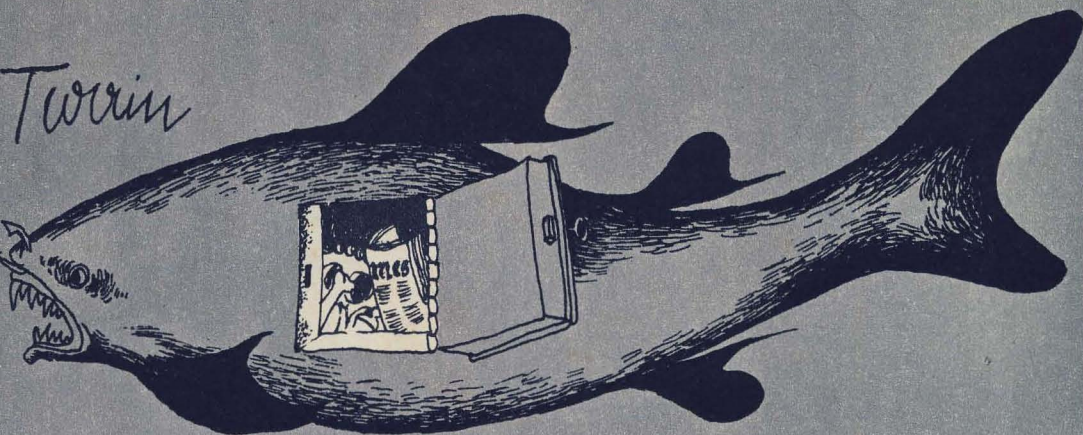


Illustration: Horst Bartsch

„Ich will hunderttausend Pfund geborgt haben.“

„Jesses!“ (Ich hab mich geirrt; er ist doch verrückt...) „Also — nur aus Neugier — was hat Sie bewogen, mit diesem außergewöhnlichen Ansinnen zu mir zu kommen?“

„Die Absicht, innerhalb der nächsten sechzig Tage hunderttausend Pfund für Sie und ebensoviel für mich selbst zu verdienen.“

„Schön, schön, schön. Das ist der ungewöhnlichste Einfall, den ich — setzen Sie sich doch — Sie interessieren mich. Wie sieht Ihr Plan aus?“

„Den Wollertrag zu kaufen — lieferbar in sechzig Tagen.“

„Was den ganzen?“

„Den ganzen.“

„Was Sie nicht sagen. Wissen Sie, was der Ertrag insgesamt ausmachen wird?“

„Zweieinhalb Millionen Pfund Sterling — vielleicht ein bißchen mehr.“

„Na, Ihre Statistik stimmt immerhin. Und wissen Sie wohl, was die Marge insgesamt betragen würde, um ihn auf sechzig Tage Ziel aufzukaufen?“

„Die hunderttausend Pfund, die zu bekommen ich hergekommen bin.“

„Wieder richtig. Lieber Himmel, ich wünschte, Sie hätten das Geld, nur um zu sehen, was passieren würde. Und wenn Sie es hätten, was würden Sie damit anfangen?“

„Ich werde in sechzig Tagen zweihunderttausend Pfund daraus machen.“

„Sie meinen natürlich, daß Sie das vielleicht machen würden, wenn...“

„Ich sagte, werde.“

„Ja, zum Kuckuck, Sie haben ‚werde‘ gesagt! Warum würden Sie den Ertrag kaufen, und warum würden Sie diese Summe daran verdienen? Das heißt, was veranlaßt Sie, zu glauben...“

„Ich glaube nicht, ich weiß.“

„Wieder klar ausgedrückt. Woher wissen Sie?“

„Weil Frankreich Deutschland den Krieg erklärt hat und in London Wolle um vierzehn Prozent gestiegen ist und weiter steigt.“

„Oh, wirklich? So, jetzt habe ich Sie! So ein Donnerschlag, wie Sie ihn losgelassen haben, hätte mich aus dem Stuhl reißen müssen, aber er hat mich nicht das geringste bißchen aufgeregt, sehen Sie. Und aus einem sehr einfachen Grund: Ich habe die Morgenzeitung gelesen. Sie können hineinschauen, wenn Sie wollen. Das schnellste Schiff der Linie ist gestern abend um elf Uhr eingelaufen, fünfzig Tage nach der Abfahrt von London. Alle Neuigkeiten, die es mitgebracht hat, sind hier abgedruckt. Nirgends sind Kriegswolken zu sehen; und was die Wolle anbetrifft, na, das ist die flaueste Ware auf dem englischen Markt. Jetzt sind Sie dran, aufzuspringen... Nun, warum springen Sie nicht? Warum sitzen Sie so gelassen da, wenn...“

„Weil ich jüngere Nachrichten habe.“

„Jüngere Nachrichten? Na, hören Sie mal — jüngere Nachrichten als fünfzig Tage, brühwarm aus London mit dem...“

„Meine Nachricht ist erst zehn Tage alt.“

„O Münchhausen, höre den Verrückten! Woher haben Sie die?“

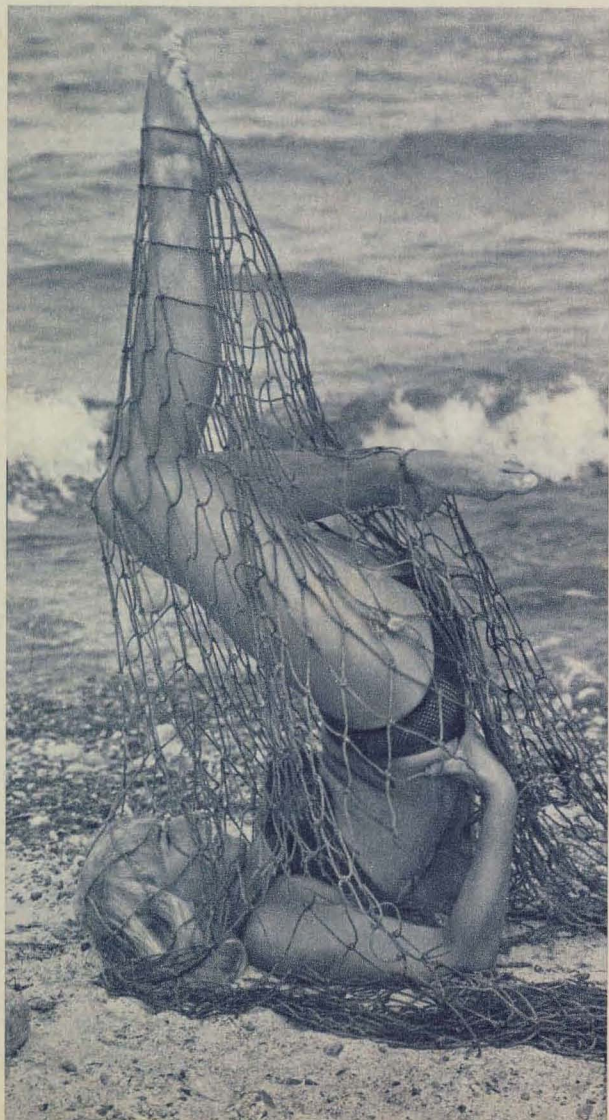
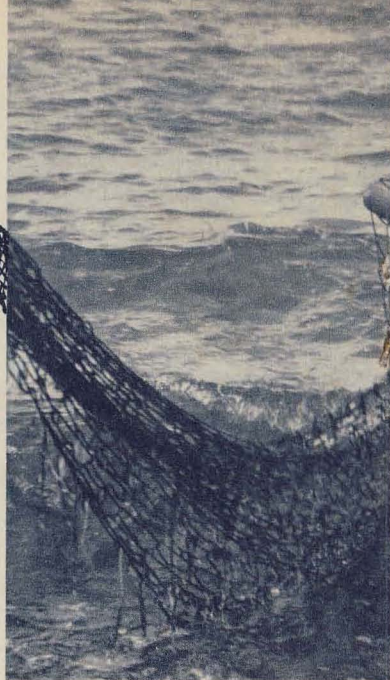
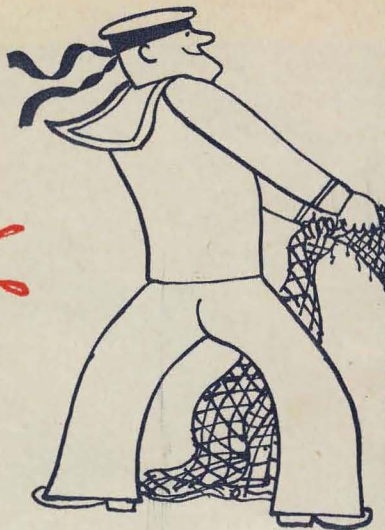
„Aus einem Hai herausgeholt.“

„Aber — aber — hören Sie mal! Beweisen Sie, was Sie hier sagen, und ich stelle das Geld zur Verfügung, und wenn nötig doppelt soviel, und teile den Gewinn halb und halb mit Ihnen. Da, bitte — ich habe unterschrieben; erfüllen Sie nun Ihr Versprechen, wenn Sie können. Zeigen Sie mir eine erst zehn Tage alte Nummer der Londoner ‚Times‘.“

„Hier ist sie — und dazu diese Knöpfe und ein Tagebuch, die dem Manne gehörten, den der Hai verschlungen hat.“

(Gekürzt)

Tranker Fischzug



Ein Matrose fischt voll Tatendrai
und hofft auf Barsch und Plötze.
Er blickt aufs Meer, er birgt den
sein Fischerherze puppert bang:
Was ging mir da ins Netze?





*Der Fischersmann blickt schwärmerisch
auf die umgarnte Nixe
und denkt bei sich: Ein solcher Fisch
gehört nicht auf den Mittagstisch
geschweige in die Büchse.*

*Nach ausgedehntem Strampeltanz
im goldnen Sonnenscheine,
befreit sie sich mit Eleganz.
Der Fischer sucht den Schuppenschwanz
und sieht: Sie hat ja Beine!*



ang
e.

Fang,

*Das ist kein Karpfen und kein Schlei
und keine Ölsardine,
kein Aal, kein Wal, kein Hecht, kein Blei,
das ist — o Neptun, steh mir bei —
die leibliche Undine!*



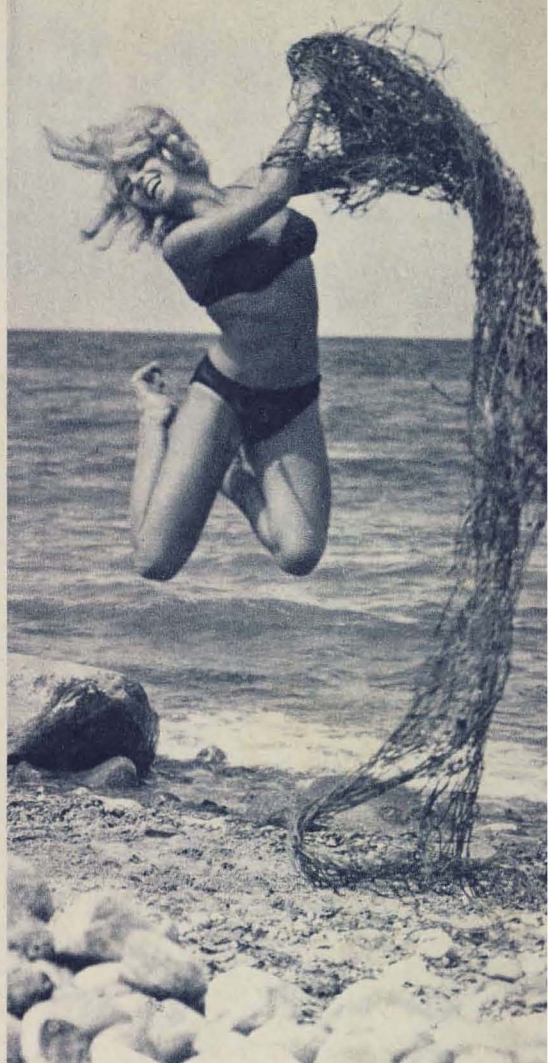




*Sie weiß, wie man den Mann bezwingt
und treibt so ihre Scherze.
Sie schwingt das Netz. Sie lockt und winkt.
Die Masche läuft. Sie hüpf und springt.
Dem Fischer hüpf das Herze.*

*Mit Flammenblick und Kurvenspiel
sucht sie sein Herz zu entern.
Der Fischer denkt sich: Donnerkiel!
Noch steh ich fest, doch dies Profil
bringt meinen Kahn zum kentern.*

*Und hinter all dem Überfluß
schwant ihm ein süß Erlebnis.
Er träumt von einem Netzanschluß
mit Herzfrequenz und Starkstromkuß
und reichem Fangergebnis.*



*Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll
und die Gefühle toben.
Die Wassernixe hat ihr Soll,
ihr Netzwerk war verhängnisvoll.
Der Fischer liegt kieloben.*

*Darum Matrosen seid gewarnt
und laßt euch von mir raten:
Der Nixen Netz ist gut getarnt,
wer achtlos fischt, wird rasch umgarnt
und oft auch rasch verbraten.*

Hans Krause



Bonn-Bonn's

„Guck mal, im ‚Schulnachschlagewerk für die mittlere Bildungsstufe‘ versucht man Marx zu widerlegen!“ – „Ja, aber was dabei herauskommt, ist nicht Marx, sondern nur Murks!“

„Tünnes, hier steht: Studenten verbrennen Springer-Zeitungen!“ – „Das ist ein physikalisches Wunder!“ – „Wieso Wunder?“ – „Na hör mal, Schlamm brennt doch eigentlich nicht!“



Zeichnung: Arndt

„Tünnes, Strauß hat wieder mal die SPD gelobt! Sie habe sich auf dem vereinbarten Kurs gehalten!“ – „Verstehe, die SPD soll die Lecks im Staatsschiff abdichten!“ – „Genau! Aber die CDU steht am Ruder!“

„Behauptet doch der Fraktionsvorsitzende der SPD: Immer waren wir Schrittmacher!“ – „Er hat nur eine Silbe vergessen: Rück-Schrittmacher!“

„Du, die SS-Bewacher der Konzentrationslager haben einen eigenen Verband, die sogenannte ‚Truppenkameradschaft‘ gegründet.“ – „Und das geschieht in einem Staat, der behauptet, nichts mit den Nazis gemein zu haben!“ – „Und was hältst Du sonst davon?“ – „Ich halte es für einen Ausch – Witz!“

H. Lauckner



(Armeefilmstudio)

So werden Söldner gemacht

Fakten. Der Sprache der Fakten kann man sich nicht entziehen. Ins Bild gesetzt wie hier in diesem mittellangen Streifen des Armeefilmstudios (Regie: Major Karlheinz Pappé), wirken sie auf Geist und Gefühl mit doppelter Kraft. Es geht darum, dem Feind ins Gesicht zu sehen; ihn zu erkennen, wenn er auch bieder-männisch daherkommt; den Wolf auch im Lammfell zu spüren. Und ein ganz spezieller Feind ist gemeint: der nämlich, der im Bonner Bundesstaat mit militaristischer Gründlichkeit herangebildet wird für den „Fall Rot“, den für das Bonner Offizierskorps „einzigen Fall“ (Franz Josef Strauß). Das fängt an in der Schule mit dem Deutschland-über-alles-Geist, pflanzt sich fort auf den revanchistischen Jahrmärkten der sogenannten Heimatverbände und führt hin zur Groschen-Massenliteratur und zu Supermanfilmen à la James Bond. Der Revolverheld wird zum Idol; im Schießkino kann jedermann ihm nacheifern. Die Presse, der Funk, das Fernsehen tun ein übriges; die Neonazis schöpfen den chauvinistischen Rahm ab. Bei der Bundeswehr dann bestimmen SS-Traditionen und US-Killer-Vietnamerfahrungen die militärischen Leitbilder. So werden die Söldner gemacht, die bereit sind, auf die „kommunistische“ Bevölkerung der DDR zu schießen.

Man darf diesem entlarvenden Film, der ab Juli in unseren Lichtspieltheatern läuft, ein breites Publikum wünschen.

-g-



Der schießende Handkarren

Was da so wie ein Böllerschußgerät zur Belustigung einer größeren Gartengesellschaft aussieht und konstruktiv so wirkt, als hätten handwerkende Laien mit Fundstücken von einem Schrottplatz gebastelt, das ist ein Minenwerfer aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Man nannte diese Waffen auch Schützengrabengeschütz oder Bom-

benmörser. Sie waren dafür bestimmt, gegnerische Gräben, Wälle oder Deckungen mit größeren Ladungen auf nahe Distanzen sturmreif zu schießen. Der hier abgebildete Minenwerfer hatte ein Rohr von 1 m Länge und 53 mm Durchmesser. Das Rohr ruhte mit seinen Schildzapfen in Lagern auf stählernen Lafettenwänden, die ihrerseits auf dem hölzernen Karren befestigt waren. Die Wurfbombe war 58 kg schwer, davon entfielen allein auf die Sprengladung 42 kg. Ihr Durchmesser betrug 450 mm. Das Geschöß lag auf einem Tellerlager am Rohrmundstück, in das Rohr hinein ragte die Treibstange mit der Beutelkartusche. Wenn



Barbara Neuhaus: „Hexen im Luch“

Major Leonhardt muß nach einer Herzattacke erkennen: Mit dem Dienst in der NVA ist es vorbei. Ruhe verordnen die Ärzte. Aber damit ist der Major a. D. nicht zu kurieren; was er braucht, ist eine angemessene Aufgabe. Und da ist sie: Bürgermeister in Quitzow, einem Dorf im Luch, bekannt durch Schwierigkeiten, weniger durch Erfolge. So kommt ein Fremder in den Ort, ein Mann, erfahren im Umgang mit Soldaten und vertraut mit militärischer Disziplin, einer, der sich nicht so leicht aus der Bahn werfen läßt, wenn auch nur noch mit halbintaktem Herz. Aber das schlägt! Die Autorin hat das Problem sauber gepackt, denn es ist schon etwas, einen aus-rangierten Offizier – dafür wird er zunächst gehalten – mitten in das Dorf zu stellen, wo der LPG-Vorsitzende eigenwillig und mit mehr Schaden als Gewinn die Genossenschaft kommandiert.

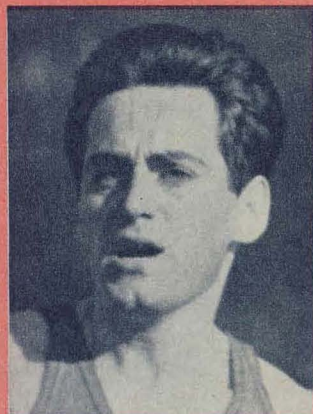
Leonhardt und der Vorsitzende werden kein gutes Gespann, die Bauern und die Traktori-sen sind es nicht, was Erfolg verhindert, aber auch Leonhardt und seine Frau finden keinen gemeinsamen Weg ins Dorf, und die Ge-schichte dieser gebrochenen Ehe wird vorschnell aufge-geben. Leonhardt braucht zu-nächst Vertrauen; doch alles wird zusätzlich kompliziert und auf die Spitze getrieben durch Störfaktoren, die nicht im Zentrum der Geschichte liegen: der Vorsitzende mit seinem Ehrgeiz und der be-fleckten Weste und die Intrige, die sich daraus mit überflüs-siger Turbulenz (dem eigent-lichen Anliegen weniger zu-träglich) um Leonhardt spinnt. Leonhardt hat schwere Stun-den, die Gegner (im Grunde nur der Vorsitzende) kommen noch weniger ungerufen da-von; in der allergrößten Not findet sich unerwartet ent-scheidende Hilfe (die Genos-sen der Armee); Leonhardt hat die Krise überwunden, Vertrauen geweckt und Ver-traute gefunden: die gelösten Probleme lassen neue schon erkennen. Das Leben geht weiter seinen Gang. Mag die Autorin auch nicht völlig durchgestanden haben, wer-den die eigentlichen Konflikte Leonhardts (und des Buches) zuletzt etwas verdrängt: ein erfreulicher Erstling ist dies-es Buch dennoch, von des-sen Autorin man noch man-ches erwarten kann.

Claus



WIKTOR KUDINSKI

Geboren: 17. 6. 1942. Klub: ZSKA Moskau. Beruf: Offizier der Sowjet-armee. Größte sportliche Erfolge: Europameister 1966 über 3000 m Hindernis, Sieger der Europäischen Hallenspiele 1968 über 3000 m.



Mit seinem Raketenspurst ö la Matuschewski riß Wiktor Kudinski, der kleine, schwarzhaarige Schütz-ling von Ex-Weltrekordler Wladimir Kuz, schon so manches Rennen aus dem Feuer. Doch neben seiner im-pionierenden Spurtstärke verfügt er auch über die für einen Hindernis-läufer notwendige Ausdauer, wie seine 13 : 47,0 min über 5000 m zei-gen. Mit den 8 : 26,6 min auf seiner Spezialstrecke, die er im Budapester EM-Finale lief, steht er nur vier Zehntel hinter Raelants Weltrekord an zweiter Stelle der ewigen Welt-bestenliste.

„Ich rechne fest damit, daß es auch im Hindernislauf in diesem Jahr einen Ruck nach vorn gibt. In Mexiko wird man zwar nicht unter 8 : 40,0 min laufen müssen, um zu gewinnen, aber das Können für eine Zeit zwi-schen 8 : 22 und 8 : 25 min unter norma-len Bedingungen wird man mitbrin-gen müssen.“ In diesem Bereich wird sich auch der Weltrekord be-wegen, den Wiktor für 1968 erwar-tet. „Man sagt, daß ein sehr guter Hindernisläufer 30 Sekunden Diffe-renz zur Flachstrecke hat. Sehen Sie, ich lief meine 8 : 26,6 mit einer 3000-m-Bestzeit von 7 : 56,0 min. Nun habe ich mich auf 7 : 52,8 min verbessert. Ich darf also hoffen, beim Ruck nach vorn dabei zu sein. Und nicht nur das. Mein großes Ziel ist natürlich Mexiko...“

E. B.

durch ein Zündloch die Treibkar-tusche gezündet worden war, trieben die Pulvergase die Treibstange mit Bombe aus dem Rohr. Sobald das dickere Ende der Treibstange

das Gewichtsstück an der Rohrmün-dung traf, wurde es am weiteren Flug gehindert, und die Kugel flag allein weiter. Gewichtsstück, das tellerförmige Auflager und die Treibstange fielen vor dem Werfer zu Boden und konnten wieder ver-wendet werden. Die Bombe selbst flog – vorausgesetzt, daß alles wunschgemäß verlief – genau 300 m weiter als der eben beschriebene Rest. Immerhin waren 300 m im Schützengraben- und Stellungskrieg eine durchaus angemessene Ent-fernung. Grab nach Höhe gerichtet wurde über einen Zahnbogen. Die Seitenrichtung geschah durch Drehen des ganzen Karrens.

Klaus Krumsieg

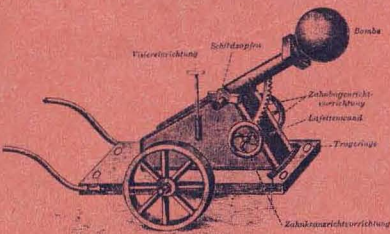


Fig. 7. Minenwerfer.



Alexander Kriwitzki:

Kursker Sommer

Ein Gewitter braute sich zusammen. Diese künftige Operation trug bei den Deutschen den Decknamen „Zitadelle“. Wie ein westdeutscher Historiker schreibt, war diese Bezeichnung für den letzten gigantischen Angriff auf das „letzte Bollwerk der Russen“ gedacht. Heute wissen wir: 50 Tage und Nächte währte der furchtbare Kampf auf der Erde und am Himmel, und an dieser Schlacht nahmen auf beiden Seiten zwei Millionen Menschen teil. Der Gegner konzentrierte hier ein Übermaß an Technik wie noch nie zuvor: 10 000 Geschütze, 2700 Panzer und Selbstfahrlafetten und mehr als 2000 Flugzeuge, also drei Viertel der gesamten Luftwaffe, die an der Ostfront eingesetzt war! Zu keiner zweiten Operation bereitete sich Hitlers Oberkommando so sorgfältig und allseitig vor, wie zur Schlacht um Kursk. Ein Blick auf den Kursker Vorsprung oder den Kursker Bogen, wie dieser Bereich genannt wurde, genügte, um den Ernst der Lage zu begreifen.

Der Frontbogen ragte weit in das Gebiet der RFSSR und der Ukraine hinein, und man sah auf den ersten Blick: Hier schwebte die rechte Flanke der deutschen Heeresgruppe „Mitte“ als Faust über den Truppen unseres Mittelabschnitts, während die linke Flanke der Heeresgruppe „Süd“ die Truppen des Woronesher Frontabschnitts umklammerte. Der Kursker Bogen befand sich gerade zwischen diesen beiden größten Truppenkonzentrationen des Gegners. Die Beschaffenheit des Bogens, die Landschaftslage sowie die infolge der Winteroffensive entstandene Gruppierung der deutschen Truppen begünstigte die Absicht des Gegners, hier großangelegte Kampfhandlungen zu verwirklichen. Den Kursker Bogen abzuschneiden, die Hauptkräfte der Sowjetarmee in ihm einzuschließen und darin aufzureiben – all das war in Hitlers Vorstellung lediglich das Vorspiel. Danach sollte der freie, ungehinderte Vormarsch bis an die Wolga und der Zusammenbruch Rußlands erfolgen. Der Feind hat seine Pläne nicht geheimhalten können. Unsere Aufklärung hat sowohl das Gesamtanliegen als auch die Richtung der geplanten Stöße festgestellt und die Stärke der uns gegenüberstehenden Truppen sowie Zeit und Stunde des Angriffs „Zitadelle“ in Erfahrung bringen können. Die Sowjetarmee verfügte zu jener Zeit schon über das notwendige Potential an Offensivkräften. Sie hatte Kräfte genug, um als Erste anzufangen. Doch eine andere Idee erwies sich als weitaus verlockender: Da sich der Feind sowieso selbst auf einen großangelegten An-

griff vorbereitete – soviel war bereits genau bekannt –, eröffnete sich die Möglichkeit, ihn zum Stehen zu bringen und ihm an den rechtzeitig errichteten Verteidigungsanlagen die Zähne auszubrechen, um zum günstigsten Zeitpunkt zum Gegenangriff mit weitgesteckten Zielen vorzugehen.

An den Kursker Bogen kam ich in den Tagen der Ruhe vor dem Sturm. Die Stille und Menschenleere sind trügerisch. Man braucht nur für wenige Meter nach links oder rechts abzubiegen, und schon taucht, wie aus dem Erdboden wachsend, ein Posten auf. Von einem Netz grüner Zweige bedeckt, stehen schwere Haubitzen in Splitterschutzbunkern, ihre langen Rohre sind mit Kamille umwunden; ins Erdreich gegraben, und von Dornengestrüpp umschlungen stehen Panzer bereit. Sorgsam getarnte Feuerstellungen der Artillerie ziehen sich in langer Kette hin, und unsichtbare Panzerabwehrgebiete dehnen sich weit aus. Zwei parallel liegende Höhen, dazwischen eine tiefe Schlucht – das ist der mächtige Verteidigungsknotenpunkt, der Feuerhagel in jede beliebige Richtung speien kann.

In den Lichtungen und Schluchten vor den Verteidigungslinien der Regimenter und Bataillone werden die Leute ausgebildet. Die hier die mächtigen Stellungen angelegt haben, lernen nun angreifen. Sie stürmen die eigenen Erd-Holz-Bunker. Sie arbeiten die Kampfordnung des Angriffs aus und zerschneiden den Stacheldraht der Sperren. In der Tiefe der Verteidigungslinien geht die emsige Vorbereitung auf alle Kampfarten, darunter auch auf die Angriffstaktik ununterbrochen weiter.

Hinter dem kleinen an den Abhang geschmiegt Dorf beginnt die Stellung des zur 6. Gardearmee unter Generalleutnant I. Tschistjakow gehörenden Schützenregiments. Die Verbindungsgräben scheinen endlos, sie verlaufen nach den Seiten – in die Erdbunker, in die Unterstände der einzelnen Züge und zu den Schützennestern. „Hier kann man ein gutes Dutzend Kilometer zurücklegen, ohne erst auf die Erdoberfläche hinaufsteigen zu müssen“, sagt Oberleutnant Worontschichin. „Wollte man alle Gräben des Regimentsverteidigungsbereichs aneinanderreihen, so kämen wir bis weit hinter Charkow, das die Deutschen noch besetzt halten.“ Nach einer kurzen Pause schaut Worontschichin mich prüfend an und sagt mit dem Weitblick eines alten Soldaten: „Aus solchen Gräben geht man nie zurück. Da gibt's nur eins: Vorwärts!“ ▶

Heute kann man diesen Worten noch hinzufügen: Allein an diesem Frontbereich wurden über fünftausend Kilometer Gräben und Verbindungsgänge ausgehoben, das entspricht der Entfernung von Moskau bis Irkutsk!

Viel Schweiß haben die Frontkämpfer in diesem Streifen fruchtbarer Schwarzerde gelassen. Hier wird der Feind nicht durchkommen. Ja, wir schreiben nicht mehr das Jahr 1941 und nicht mehr 1942. Die Männer haben vieles gelernt, sie glauben an sich und ihre Waffen, an die Kriegstechnik.

Ich, der ich in den Frontabschnitten Mitte und bei Woronesh hin- und herirrte, und das Gesehene zu verarbeiten suchte, stellte mit Begeisterung und Erstaunen fest, daß unsere Verteidigung auf 150 bis 200 Kilometer ins Innere des Landes gestaffelt war. Und als ich mir vorstellte, daß hinter dieser Mauer von Beton, Stahl und Feuer noch die mächtige Reservelinie der Steppenfront bestand, erfüllte mich Stolz auf unser Volk, auf dieses geduldige, emsige, unermüdliche und aufopferungsvolle Volk. 300 000 meiner Kursker Landsleute in und um die Stadt bauten die Befestigungslinien in der Breite zweier Fronten. Die Zugänge zu Kursk selbst verwandelten sie in eine harte Nuß aus 130 Artilleriegeschützen, 900 Erd-Holz-Bunkern und 50 Verteidigungswällen. Sozusagen „für alle Fälle“ wurden die Straßen der Stadt verbarrikadiert, und die Gebäude wurden zu Stützpunkten. Kursk wollte sich nicht zum Späße schlagen.

Dieser einheitliche Stand der moralischen Stimmung erwuchs aus der völligen Verschmelzung der Interessen von Bevölkerung und Truppen, denn Vaterländischer Krieg, das ist ein blutiger, alle heiligen Gefühle berührender, das ganze Volk erfassender Krieg.

Wenn ich sage: „Kursk wollte sich nicht zum Spaß schlagen“, dann meine ich damit, daß die Stadtbewohner zugleich die Kursker Garnison darstellen. So pflegt das im modernen Krieg eigentlich nicht zu sein, obwohl die Kursker Einwohner notfalls auch nicht vor Straßenkämpfen zurückgeschreckt wären. Wollte man alles aufzählen, was meine Landsleute am Kursker Bogen in den Monaten der Vorbereitung auf die Entscheidungsschlacht getan haben, so würde klar: Es handelte sich um Heldentaten. Wer vollbrachte sie denn? Bejahrte Männer (die Jüngeren waren ja in der Armee), Kolchosbäuerinnen, Angestellte, Hausfrauen und Halbwüchsige. Sie bauten Gräben und Bunker, sie erweiterten die Flugplätze und besserten die Straßen aus. Sie stellten die Eisenbahnlinie Woronesh-Kastornaja-Kursk, die die Deutschen zerstört hatten, wieder her. Sie bauten auch die neue Linie Stary Oskol-Rshawa von 100 km Länge, die der Woronesher Front eine selbständige Eisenbahnverbindung schuf. Das Staatliche Verteidigungskomitee, das gewiß nicht als großzügig galt, hatte zwei Monate als Frist für den Bau dieser Abzweigung genannt. 25 000 Kursker Einwohner haben diese Frist in der halben Zeit geschafft!

Genau am 32. Tag nach Beginn der Bauarbeiten

fuhr der erste Zug über die Schiene, und weitere vier Tage später versorgte diese Linie bereits die Front. Wer das irgendwann alles einmal beschreibt, wird uns noch mal all das abendliche Feuer auf der Trasse erleben lassen und die Menschen, die sich in gußeisernen Töpfen nach der Arbeit einen dünnen Brei kochten, um sich zu stärken, ein, zwei Stunden schliefen und dann wieder an die Arbeit gingen. Ja, die Mehrzahl der Erbauer hat längs der Schienen der künftigen Linie übernachtet. Hier arbeiteten die Menschen, hier sprachen sie miteinander, hier weinten und lachten sie – hier lebten sie ihr Leben.

Oder die zueinander Brücken im Frontgebiet, die die Bevölkerung wieder aufbaute! Und die Werke: Die von dem Kursker Rentner Diwulin eingerichtete Basis für Panzerreparaturen! Er suchte alte Arbeitskollegen auf und bildete mit ihnen eine Montagebrigade. Sie wiederum machten Werkzeug und Ausrüstung ausfindig – da eine Drehbank, dort ein wichtiges Werkzeug, einen Schmiedeherd. Und dann nahm das Werk den Betrieb auf. Verblüffend aber war, daß zu Beginn der Sommerschlacht am Kursker Frontbogen diese klitzekleine Fabrik in Kursk, die in keiner Liste der staatlichen Betriebe vorkam, dreihundert Panzer reparierte – darunter sind mittlere Reparaturen und Generalüberholungen zu verstehen!

Am 2. Juli erhielten die Frontkommandierenden im Bereich Kursker Frontbogen die Ankündigung des sowjetischen Hauptquartiers, daß der Gegner wahrscheinlich zwischen 3. und 6. Juli zum Angriff übergehen würde.

In der Nacht zum 5. Juli stieß ein Spähtrupp der Schützendivision des Mittelabschnitts der Front auf eine Gruppe feindlicher Pioniere. In einem darauf entstehenden kurzen Gefecht nahmen die Aufklärer den Soldaten Fermello, einen Soldaten aus dem Pionierbataillon der 6. Schützendivision gefangen. Dieser bestätigte, der Angriff sei auf 3 Uhr früh des 5. Juli festgelegt, die Truppen seien an ihren Ausgangspositionen konzentriert.

War diesen Angaben zu glauben? Jedenfalls blieb keine Zeit mehr, Verbindung zum Hauptquartier aufzunehmen. Also beschloß das Oberkommando des Frontabschnitts Mitte: Die laut Plan vorgesehene Artillerievorbereitung der sowjetischen Truppen ist durchzuführen! Um zwei Uhr zwanzig, also zehn Minuten vor dem zu erwartenden Artilleriefeuer des Gegners, eröffneten die Batterien der 13. Armee dann auch das Feuer aus sechshundert Geschützen und Minenwerfern. Über der Steppe südlich Orjol dämmerte der Morgen inmitten des Donners und des blitzenden Feuerscheins einer schrecklichen Kanonade. So also begann die Entscheidungsschlacht am Kursker Bogen.

Acht Tage und Nächte lang haben die Truppen der Zentralfront Schulter an Schulter den angreifenden Divisionen Hitlers standgehalten und sie zum Stehen gebracht. Vom Norden her war der Weg nach Kursk völlig versperrt. An der südlichen Vorderseite des Kursker Bogens war ein ebenso erbitterter Kampf im Gange,

besonders im Raum Woronesch. Der Hauptstoß des Gegners war auf Obojan gerichtet, an dessen Zufahrtsstraßen sich eine Panzerschlacht in einem bis dahin unbekannten Ausmaß entwickelte und von deren Ausgang das Schicksal des gesamten Unternehmens abhing. Die entscheidenden Angriffe des Feindes wurden mit dem Feuer unserer Panzereinheiten an Ort und Stelle abgeschlagen. Panzerspähwagen verwandelten sich in Hunderte von ständigen Feueranlagen, wurden zu gepanzerten Verteidigungsknotenpunkten, auf die sich Infanterie und Artillerie stützten. Das Obojaner Tor nach Kursk zeigte ebenfalls ein unnachgiebiges Schloß.

Da beschloß der Gegner in blutigem Schweiß und rasendem Starrsinn, durch die „Prochorowker Ritze“ in die Stadt einzudringen. Vor Prochorowka, an einem ganz schmalen Frontabschnitt von 8–10 km, konzentrierte das deutschfaschistische Oberkommando seine Panzerstoßkräfte – 700 Panzer und Selbstfahrgeschütze, in einer weiteren Reserve-Richtung noch 300 Panzer. Erstmals während des gesamten zweiten Weltkriegs schuf der Gegner eine so

dichte Konzentration von Kriegsmaterial: Hundert stählerne Ungeheuer auf einen Kilometer Frontlinie! Aber seine Reserven gingen schon aus, und diese Panzerkonzentration erreichte er nur auf Kosten seiner entblößten Flanken. Die 5. Gardearmee der Panzerstreitkräfte, die damals unter dem Befehl von Generalleutnant P. Rotmistrow stand, nahm die Hauptflast dieser in der Geschichte einmaligen Panzerschlacht auf sich. Und hier bei Prochorowka barst der motorisierte Keil des Feindes endgültig, der bereits an der Chaussee nach Obojan abgeschlagen worden war. Der Weg nach Kursk war nun von allen Seiten endgültig versperrt...

Lange braucht ein erwachsener Mensch kaum, um aus den Tiefen seiner Erinnerung, aus dem vielfarbigen Strudel von Bildern aus der Vergangenheit aufzutauchen. So stand auch ich nun plötzlich wieder auf der buckeligen gepflasterten Gogolstraße, wo meine Eltern bis zu ihrer Evakuierung gewohnt hatten. Das Haus Nr. 10 stand nicht mehr da. Nr. 8 war noch da, auch Nr. 12.

Der Gedanke an den Verlust des Elternhauses

Illustration: Gerhard Rappus



vermehrte in mir nicht den Haß gegen die Hitlerarmeen. Ich hatte in zweieinhalb Jahren Krieg soviel gesehen, daß dieser Schutthaufen nichts mehr hinzuzufügen vermochte zu all dem Schrecklichen, das mein Bewußtsein ein für allemal aufgerüttelt und das Herz mit Bitterkeit erfüllt hatte. Und dennoch war mir weh ums Herz wie stets, wenn man in seine Vergangenheit zurückblickt und von einem Stück Leben scheidet, das einen verläßt und sich im Nebel der Zeit auflöst. So war also auch Kursk für mich vorbei. Nichts war geblieben, weder Freunde noch Bekannte, weder das Haus, in dem ich gespielt, gelesen und mich über Kleinigkeiten erregt hatte und – ohne die hinter der Wegbiegung lauern den Dornen des Lebens zu ahnen – die einfältigen Träume der Jugend genossen hatte.

Eine Stunde später war mir dennoch eine alte Bekannte begegnet in den Straßen meiner Heimatstadt. Es war Lida, einst ein rattenschwänziges Mädchen, die uns stets eine gleichberechtigte Gespielin gewesen. Sie hatte mich trotz meines veränderten Aussehens erkannt und schleppte mich sogleich zum besten Freund meiner Kindheit, zu Petka Naidenow, der Panzersoldat geworden und nun mit verbundenem Kopf in ein Kursker Lazarett geraten war. Allmählich erfuhr ich auch Petjas Lebensgeschichte seit unserem Abschied von Kursk.

Schon in den ersten Kriegstagen wurde er Mechaniker und Panzerfahrer. Bei Smolensk war sein Panzer in Brand geraten, aber nicht ausgebrannt. Seine Einheit mußte zurückweichen, wurde neu aufgestellt, erhielt neue Ausrüstung und griff wieder an. Dann kam der Kursker Frontbogen, und Petka war glücklich, die alte Heimat wiederzusehen.

... Ein schwerer Stoß schüttelte den Panzer, himbeerrote Feuergarben lohten über dem Sehschlitz. Die Granate war in den unteren Teil der Wanne eingeschlagen. Für eine Sekunde nur ließ Petka den Lenkhebel fahren, denn seine Panzerhaube war in Brand geraten. Er riß die Haube vom Kopf, um die Flamme zu löschen. Jetzt verspürte er einen scharfen Schmerz in den Augen, als pieke ihn etwas Spitzes an der Nasenwurzel. Doch der mächtige Panzer lebte, sein Stahlrumpf vibrierte nur leicht. Also war der Motor intakt. Vorsichtig fuhr Petka mit dem Finger über seine Augen. Die Wimpern fehlten. Er wollte die Brauen abtasten, doch an ihrer Statt fühlte er nur nackte, versengte Haut. Der erste rasende Schmerz war vorbei, und so hob er mit großer Überwindung die schwer gewordenen Lider. Sie mußten schnellstens weiter. Der Panzer befand sich fast im Zentrum des Panzerbekämpfungsraums. Petka spähte durch den Sehschlitz. Dort, wo der Roggen in der Sonne gegläntzt hatte, gähnte jetzt ein schwarzer Abgrund.

Eine wehe Vorahnung unabwendbaren Unheils überflutete Petkas Herz. Er versuchte seine Augen noch weiter aufzureißen. Auf seine Stirn traten große Schweißtropfen. Ein Windhauch wehte zum Sehschlitz herein und kühlte seinen heißen Kopf, doch die sich um ihn verdichtende

Finsternis lichtete sich nicht. Da schrie Petka, seinen Worten anfangs selbst kaum glaubend, den Kameraden zu:

„Jungs, ich glaube, ich kann nicht mehr sehen!“ Noch ehe er eine Antwort vernahm, durchfuhr Petka der Gedanke: Wieso denn das? Der Panzer darf doch nicht unbeweglich stehenbleiben, er muß weiter! Naidenow drückte auf den Hebel, und der Panzer bewegte sich leicht von der Stelle. So fuhr der erblindete Mechaniker seine Maschine weiter.

Zum gleichen Zeitpunkt las in einem Dorf unweit der Kampfstätte, wo die Politabteilung untergebracht war, der Sekretär der Parteikommission des Panzerverbands Petka Naidenows Aufnahmeantrag in die Partei. Es war ein in aller Eile vor dem Angriff geschriebener Antrag. Auf dem Tisrand lagen noch zwei in Naidenows ungelenker Schrift geschriebene Bogen – sein Lebenslauf.

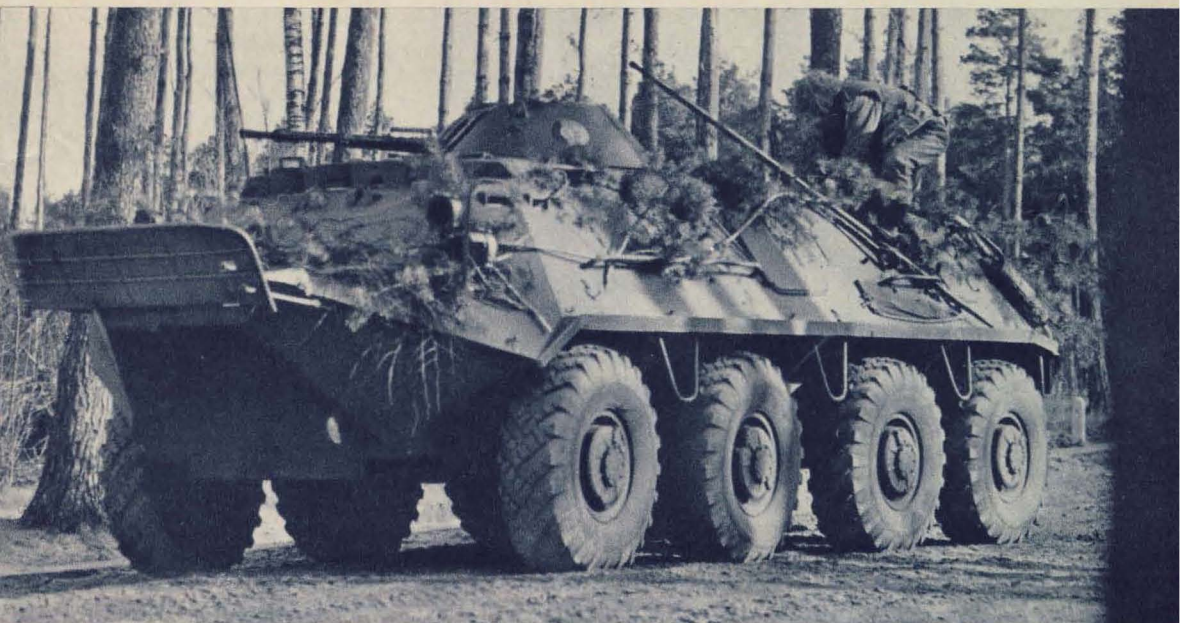
Am Vorabend dieser Schlacht war Generalleutnant P. Rotmistrow, der Kommandierende der 5. Garde-Panzerarmee und später Marschall der Sowjetarmee, in die Brigade gekommen. Die Besatzungen hatten vor ihrem Panzern Aufstellung genommen. Der General schritt die Front ab. Die Soldaten standen stramm, doch wo der General an einem Panzer verweilte, gab es muntere Worte, ja schallendes Gelächter. Nun blieb Rotmistrow vor Naidenow stehen und fragte ihn, nach einem festen Händedruck: „Wie wirst du dich schlagen, Genosse?“ „Solange die Augen sehen können, Genosse Generalleutnant!“ sagte er. Dabei errötete er vor Verlegenheit und halb verärgert über seine, wie er meinte, großspurige Antwort.

„Das ist eine rechte Antwort!“ sagte der General anerkennend. „In der alten Armee hätte einer für eine solche Antwort schon ein Kreuz bekommen, aber wir warten noch etwas, dir wird der Orden nicht entgehen...“

Während der erblindete Panzerfahrer seine Maschine vorwärts trieb, erinnerte er sich plötzlich genau der Grannen im Roggenfeld und an alles, was sich Stunden zuvor, zu Beginn des Angriffs ereignet hatte.

Gedeckt durch Gräben fuhr eine Gruppe von „KW“-Panzern fast geradewegs auf die feindlichen Stellungen zu. Sie brauchten nur durch das große Roggenfeld zu rollen, das völlig friedlich aussah und dem Feld vom Vortag gleich, wo die Panzer getarnt lagen. Nur daß sich jetzt deutsche MGs und Granatwerfer darin verborgen hatten, die für einen „KW“ allerdings nur „kleine Fische“ waren. Die Panzer rollten auf den Roggen zu. Bald stellte sich heraus, daß sie auf ein Panzerabwehrfeld der Artillerie gestoßen waren. Hier im Kornfeld war eine Menge deutscher Geschütze versteckt. In der ersten Hälfte der Nacht, als die sowjetische Aufklärung in diesem Raum war, hatten sie noch nicht dagestanden, aber bis zum Morgengrauen war es dem Gegner gelungen, das Feld dicht mit Panzerabwehrmitteln zu bestücken. Wie sich später feststellen ließ, waren in einer Frontbreite von fünf Kilometern und

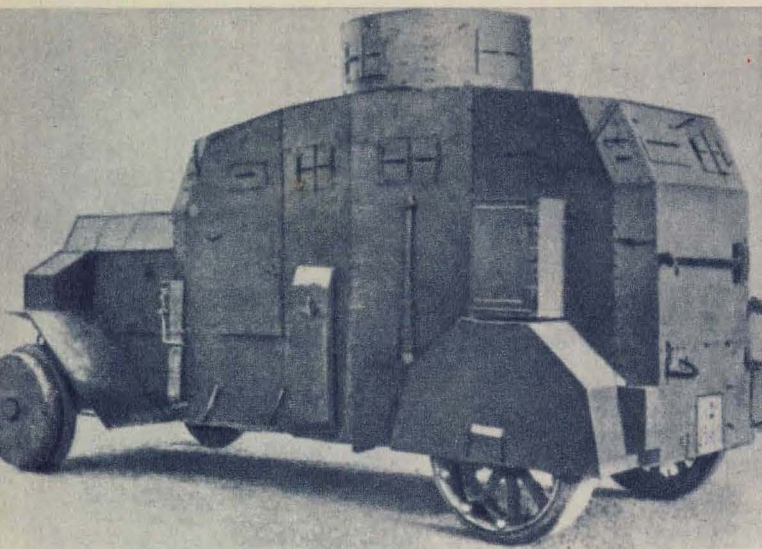
Fortsetzung auf Seite 75



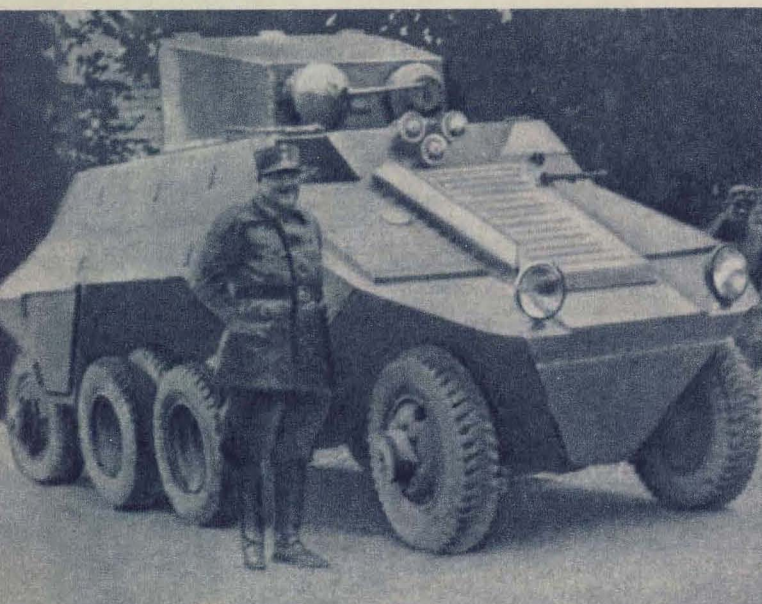
Das „Panzerauto“ HEUTE

Das gepanzerte Räderfahrzeug erreicht gegenwärtig den Gipfelpunkt seiner Entwicklung. Aus dem hößlichen Küken „Panzerauto“ ist ein schmucker Vogel, der moderne Rad-SPW, entstanden. Die





Die Panzerkraftwagen des ersten Weltkrieges unterschieden sich in der äußeren Form und den Leistungen kaum voneinander: hohe kastenförmige Aufbauten, zylindrischer MG-Turm, Vollgummireifen, geringe Geschwindigkeit, nicht geländegängig, kein „Fahrkomfort“ für die Besatzung.



Um 1930 bildete sich die moderne SPW-Gattung heraus. Dieser österreichische 12-t-Austro-Daimler (1934) hatte Allradantrieb, eine starke Bewaffnung (20-mm-Kanone, 3 MG) und erreichte eine Geschwindigkeit von 70 km/h.

immerhin relativ erfolgreichen Panzerkraftwagen des ersten Weltkrieges ermutigten die Konstrukteure, den Weg des Baus von Straßenfahrzeugen mit Panzerschutz und Bewaffnung weiter zu beschreiten. Schon in den 30er Jahren erprobten die meisten europäischen sowie die amerikanische Armee verschiedene Prototypen mehrachsiger geländegängiger Panzerwagen als Aufklärungs- bzw. Spähfahrzeuge.

Frankreich entwickelte z. B. in den Jahren der Motorisierung seiner Kavallerieverbände drei Prototypen, aus deren besten Eigenschaften dann die bekannten Panhard E.B.R. entstanden. Österreich, Deutschland, Schweden, die Sowjetunion und England brachten eine Vielzahl Räder-Spähwagen heraus. Als Sonder-Kfz. wurden die Vier- und Achtrad-Spähwagen der faschistischen Wehrmacht bezeichnet, die im Verlauf des zweiten Weltkrieges eine schnelle Weiterentwicklung als Waffenträger (MG, Maschinenkanone, Pak) erfuhren. In der Sowjetarmee war der Grundtyp das Dreiachsfahrzeug mit und ohne Turm.

Heute wird überall dem mehrachsigen Rad-SPW der Vorzug gegeben, weil er hinsichtlich der Geländegängigkeit dem Kettenfahrzeug nicht nachsteht und selbst das Angriffstempo der Panzer mithalten kann.

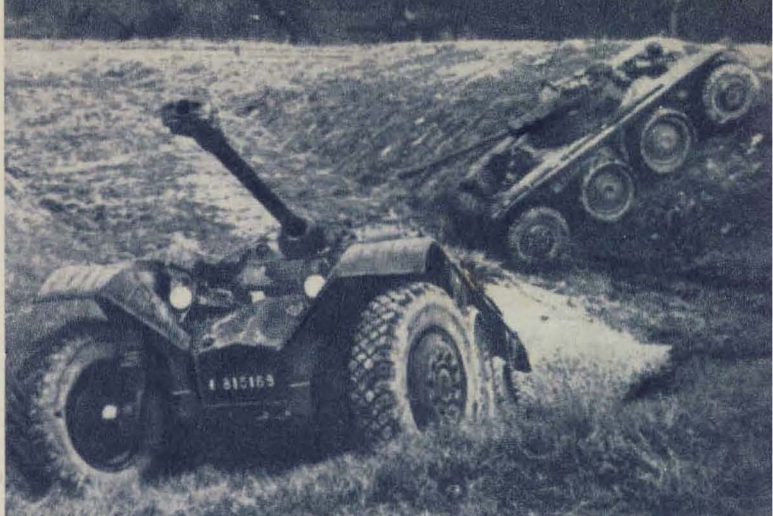
Unter den Bedingungen des modernen Gefechtes hängt die Schlagkraft der Verbände stark von der Beweglichkeit im Gelände ab. Beweglichkeit und Angriffstempo spielen eine entscheidende Rolle für den Erfolg der Gefechts-handlungen. Unter Berücksichtigung dieser Faktoren wird besonders dem Überwinden von Wasserhindernissen große Aufmerksamkeit gewidmet. In allen Armeen forscht man

deshalb nach neuen Möglichkeiten, Flüsse, Kanäle usw. ohne Halt zu überwinden und Truppen und Material überzusetzen, ohne dem Gegner Zeit zum Festsetzen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurden und werden die verschiedensten Anstrengungen unternommen, schwimmfähige Transport- und Gefechtsfahrzeuge zu schaffen. Die Armeen des Warschauer Vertrages verfügen dank der modernen sowjetischen Entwicklungen über eine ganze Anzahl von Schwimm-SPW für Aufklärungs- und Gefechtsaufgaben der mot. Schützen. Sie beteiligen sich direkt am Kampf, fahren mit den Panzern in der Gefechtsordnung und können auch verseuchtes und vergiftetes Gelände überwinden.

Als stärkste Landstreitkraft der sozialistischen Militärkoalition verfügt die Sowjetarmee seit Jahren über diese modernen Gefechtsfahrzeuge, die auch in den Bruderarmeen, d. h. auch in der Nationalen Volksarmee zum Einsatz gelangen. Das modernste Fahrzeug dieser Amphibiengattung ist der sowjetische Achtrad-SPW mit Drehturm. In ihm sind die Erkenntnisse und Erfahrungen des Einsatzes aller bisherigen Typen vereinigt, so daß das Fahrzeug in seiner Art und seinen Gefechtseigenschaften einmalig ist.

K. E.

Die gegenwärtig modernsten Räder-SPW sind die sowjetischen Achtrad-Konstruktionen. Sie sind schnell, wendig, schwimmfähig und den Bedingungen des Raketen-Kernwaffenkrieges angepaßt.



In Frankreich war Panhard das führende Unternehmen im Panzerwagenbau. Die E.B.R.-SPW waren vor allem als Kolonialfahrzeuge ausgelegt.



Der amerikanische T 13 Trackless (1940), ein 8 × 8-Aufklärungsfahrzeug, blieb Prototyp. Die Achtrad-Entwicklung wurde nicht fortgesetzt.



Automaten koppeln Raumflugkörper

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen
Astronautischen Gesellschaft

Das Zusammenführen und starre Koppeln von Raumflugkörpern oder Raumfahrzeugen als eines der wichtigsten Elemente für die weitere Entwicklung der Raumfahrttechnik macht immer mehr von sich reden. Ob es sich dabei um den Aufbau und die ständige Versorgung großer bemannter Raumstationen oder den Zusammenbau umfang- und demzufolge massereicher Raumfahrtsysteme handelt, ob an spezielle Trenn- und Wiedervereinigungsmanöver bei Mond- und Planetenlandungen gedacht wird, in jedem Fall ist die perfekte Rendezvous-technik eine wesentliche Voraussetzung dafür.

Die Rendezvous-Flugführung und das eigentliche Kopplungsmanöver können im Prinzip auf zwei verschiedenen Wegen erfolgen; erstens durch komplexes Zusammenwirken von mitfliegenden Raumfahrern und halb- bzw. vollautomatischen Hilfseinrichtungen, und zweitens durch vollautomatisch arbeitende Bordsysteme. Die Kombination Mensch-Automat bietet zwar systemtechnisch größere Zuverlässigkeit und gestattet eine größere momentane Entscheidungsfreiheit, wie sie für bestimmte Zukunftsprojekte der Raumfahrt (z. B. Mond- und Planetenexpeditionen) zweifellos von allergrößter Bedeutung sein wird, führt jedoch wegen der notwendigen Lebenserhaltungssysteme für die Raumfahrer zu einer beträchtlichen Reduktion der eigentlichen wissenschaftlichen Nutzmasse. Vollautomatische Kopplungsrendezvous zwischen unbemannten Raumflugkörpern gestatten dagegen eine maximale Ausnutzung der Raumflugkörper für den reinen Nutzmasse-transport, stellen aber hinsichtlich der hochspezialisierten technischen Bordanlagen sowie deren Zuverlässigkeit und Präzision unerhört hohe Anforderungen. Dennoch werden sie,

eben wegen der spezifischen Nutzmasseüberlegenheit, als besonderer Schwerpunkt der raumflugtechnischen Entwicklung angesehen.

Unter diesen Aspekten sind die beiden von der Sowjetunion im Oktober 1967 und April 1968 mit „Kosmos“-Satelliten erstmalig erfolgreich erprobten bzw. weitergeführten vollautomatischen Kopplungsexperimente besonders zu beachten und einzuschätzen. Den zuvor von den USA im Rahmen des „Gemini“-Programms abgewickelten Unternehmen mit Kopplungsmanövern lag bekanntlich die Variante einer kombinierten Flugführung durch Astronauten und Automaten zugrunde.

In umfangreichen Forschungs- und Entwicklungsarbeiten, bei denen zweifellos die Erfahrungen der vorangegangenen Mond- und Planetenflüge unbemannter Raumflugkörper (z. B. „Venus 4“) eine wichtige Rolle spielten, schufen die sowjetischen Wissenschaftler für diese komplizierte Aufgabe spezielle neue Bordsysteme. Das waren vor allem elektronische Geräte und funktechnische Anlagen. Eine absolute Schlüsselfunktion kam dabei der Entwicklung extrem schnell arbeitender, aber dennoch kleiner und leichter Bordrechenanlagen zu. Dieses „Gehirn“ des vollautomatischen Führungssystems hatte die gesamte Datenverarbeitung und Kommandoermittlung während der Such-, Annäherungs- und Kopplungsphasen zwischen dem „aktiven“ Rendezvouspartner (z. B. „Kosmos 186“, Oktober 1967) und seinem „passiven“ Zielobjekt („Kosmos 188“) zu bewältigen. Vor allem kurz vor und während des eigentlichen Kopplungsmanövers muß dieser Gerätekomplex besonders präzise arbeiten, weil hierbei minimale Bewegungs- und Lageänderungen erfaßt und in kürzester Zeit rechen-technisch verarbeitet werden müssen.

Für die beiden eben erwähnten „Kosmos“-Satelliten spielte sich der gesamte Vorgang etwa folgendermaßen ab. Nachdem „Kosmos 188“ seine Umlaufbahn erreicht hatte, die durch ein entsprechendes Aufstiegsbahnprogramm schon weitestgehend der des drei Tage früher gestarteten „Kosmos 186“ nahekam, betrug der Abstand zwischen den Rendezvouspartnern rund 24 km und ihre Geschwindigkeitsdifferenz lag bei 25 m/s (90 km/h). Der zuletzt gestartete Satellit besaß eine Funkbake, auf die sich das Radarführungsgerät von „Kosmos 186“ orientieren konnte. Für den weiteren Ablauf des Manövers mußten dann ständig die Entfernung, die Relativgeschwindigkeit zwischen beiden Satelliten, die Winkelgeschwindigkeit der funktechnischen Visierlinie, die räumliche Lage der Verbindungslinie der beiden Massenschwerpunkte und die Winkel zwischen der Visierlinie und den Flugkörperachsen gemessen werden.

Die von dem Funkmeßsystem gelieferten Angaben wurden über eine Speicheranlage dem vorprogrammierten Rechengert übermittelt, das seine Kommandos für die Bahnänderungen von „Kosmos 186“ nach einem speziell auf das Verhalten der Relativgeschwindigkeit ausgearbeiteten Rechenprogramm ermittelte. Zunächst wurden aber beide Raumflugkörper mit Hilfe von Kleintriebwerken oder Gasdüsen mit sehr geringem Schub so gedreht, daß die funktchnische Visierlinie mit den Hauptachsen der beiden Satelliten zusammenfiel. Danach übernahm ein besonderes Bahnkorrekturtriebwerk in „Kosmos 186“ den Antrieb für eine Annäherung bis auf etwa 300 m. Das Manöverprogramm war dabei so gewählt, daß sich die Satellitenannäherung bei minimalem Treibstoffverbrauch vollzog. Nachdem sich die Entfernung bis auf den angegebenen Wert verringert hatte, wurde die weitere Zusammenführung automatisch von den schon erwähnten Kleintriebwerken vorgenommen. Deren geringer Schub gestattete, durch eine außerordentlich feine Schubregelung, die Relativgeschwindigkeit in der letzten Annäherungsphase bis auf Werte zwischen 0,5 und 0,1 m/s herabzusetzen. Damit war die Voraussetzung für ein möglichst „weiches“ Koppeln der beiden Raumflugkörper gegeben.

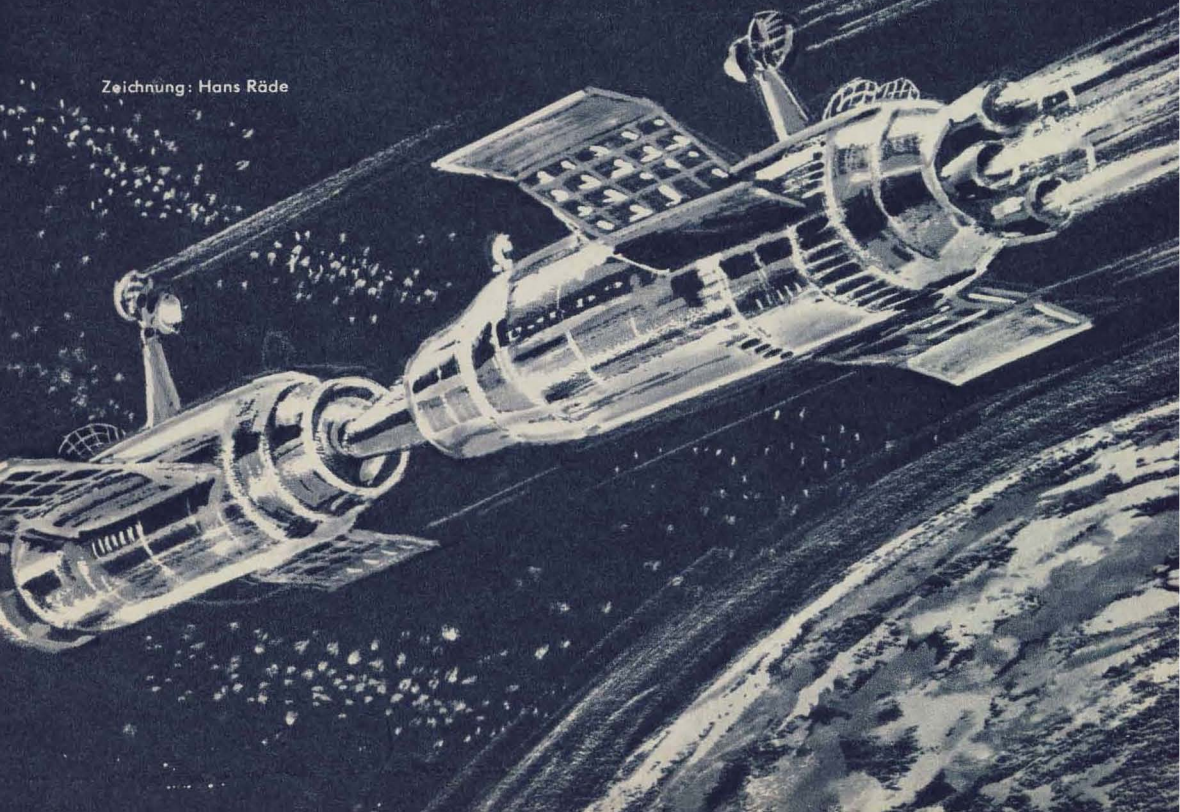
Das direkte Zusammenführen und starre Verbinden der Satelliten „Kosmos 186“ und „Kosmos 188“ geschah mittels spezieller Kopplungselemente, mit denen beide Raumflugkörper ausgerüstet waren. So besaß der aktive „186“

an seinem Vorderteil eine Führungsstange, während im Kopf des passiven „188“ eine trichterförmige Öffnung vorhanden war, die als sogenannter „Klemmkegel“ wirkte. Nachdem die Führungsstange die richtige Position im Klemmkegel erreicht hatte, sorgte ein spezieller Verriegelungsmechanismus für die endgültige starre Verbindung.

Die Verriegelungssysteme können elektromechanisch oder elektrohydraulisch betrieben werden und müssen vor allem eine statisch absolut feste Verbindung zwischen beiden Raumflugkörpern garantieren, da sie ja für alle weiteren Flugoperationen (Lageregelung, Bahnmanöver) wie ein einzelner starrer Körper wirken sollen.

Um das gekoppelte System im weiteren tatsächlich als Funktionseinheit im Sinne neuer Aufgaben verwenden zu können, muß neben der rein mechanischen Verbindung auch eine Koppelung verschiedener Gerätegruppen beider Raumflugkörper vorgenommen werden. Dazu gehören beispielsweise die Anlagen zur Energieversorgung, Flugführungs- und sonstige Steuerungssysteme, Meßgerätekomplexe und funktchnische Geräte. Das Verriegelungssystem ist aus diesem Grunde noch mit verschiedenen zusätzlichen Steckverbindungen ausgerüstet. Wenn die beiden Raumflugkörper wieder getrennt werden sollen, müssen sich schließlich alle diese Verbindungen so leicht trennen lassen, daß möglichst jeder stärkere Störimpuls für die anschließende Bahnbewegung der separaten Körper vermieden wird.

Zeichnung: Hans Råde



An der Tollense

Eine Reportage von R. Peter



Wie wetterwendisch sie doch ist, die Peene. Nur wenn der Wind es will, strömt sie flussab. Sonst staut sie sich am Haff, und ihre Fluten werden wieder landeinwärts gedrückt. Was schon kann die Tollense dagegen tun? Nimmt die große Schwester ihr Wasser nicht auf, bleibt ihr nichts anderes, als es über die Ufer zu schwemmen. Sauer wird das Gras, minderwertig das Heu.

Elf Kilometer lang schlängelt sich die Tollense durch unsere Genossenschaft. Vier Fünftel des Grünlandes schmiegen sich an ihren Lauf. Zweihundertfünfzig Hektar Wiesen, zumeist natürliche, das ist ein Lebensquell für uns. Es ist also nicht verwunderlich, daß wir uns auf die Milchwirtschaft stützen.

Wir Siedenbrünzower sind ehrgeizig. Im ersten Quartal 1968 melkten wir von jeder Kuh 1029 Kilogramm Milch. Damit behaupteten wir die Spitze im Kreis Demmin. Auch unsere durchschnittliche Hektarleistung kann sich sehen lassen. 333 Kilogramm. Immerhin teilen wir uns mit der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft „Junge Pioniere“ den dritten Platz. Darauf sind unsere Melker stolz. Und nicht nur sie. Wir haben nämlich einen weitaus leichteren Boden als unser Kooperationspartner Daberkow.

Übrigens, das muß man wissen, will man uns kennenlernen und verstehen: Neubrandenburg ist der bedeutendste Agrarbezirk unserer Republik. Demmin ist sein Schrittmacherkreis, und in ihm wiederum gibt die Kooperationsgemeinschaft Daberkow–Alt-Tellin–Siedenbrünzow den Ton an. Elf Genossenschaften und ein volkseigenes Gut gehören zu ihr, und sie vereinen eine landwirtschaftliche Nutzfläche von sage und schreibe 10 050 Hektar. Damit sind wir die größte Kooperation im Kreis.

EINES MANNES NUTZEN

Der Boden ist das Hauptproduktionsmittel der Landwirtschaft. Das ist eine Binsenweisheit. Wer seine Äcker, Wiesen und Weiden nicht pflegt und nicht hegt, der kann auch nicht erwarten, daß immer reichlicher die Milch in die Molkereien fließt.

Bei uns sind es auch die Wiesen, die zum goldenen Fond gehören. Seit Gerd Kröchert unser Vorsitzender ist, pocht er darauf, daß sie in Ordnung gehalten werden. So ziemlich haben wir es auch geschafft. Lediglich mit den zwanzig Hektar in Siebeneichen werden wir nicht allein fertig. Diese Wiesen können wir erst dann voll einkalkulieren, wenn das Schöpfwerk gebaut ist.

Im übrigen – unsere Zuflußgräben zur Tollense sind in Ordnung. Dafür sorgt unser Günter Klitzke mit seinem T 157.

Jedermanns Sache ist es nicht, tage- und wochenlang mutterseelenallein im Grünland zu arbeiten. Nur selten schaut einmal ein Genosse vom Leitungskollektiv nach dem rechten. Jeder weiß nämlich, daß auf Klitzke voll und ganz Verlaß ist. Was er anpackt, bringt er auch zu Ende. Darin ist er wie sein Vater, der etliche



Jahre unser Bürgermeister war. Ehrlich war er, fleißig, unermüdlich. Sich selbst aber stellte er immer hinten an.

Wenn unser Vorsitzender sagt, daß es ohne unseren Günter kaum solche ordentlichen Wiesen an der Tollense gäbe, dann ist es dem Jungen gar nicht recht. Ein Lob macht ihn noch schüchterner. Gut, ein anderer von uns hätte es vielleicht auch so getan. Sicherlich. Aber Klitzke ist nun einmal Klitzke.

Er hat eine gute Schule hinter sich. Er war Grenzsoldat. In Berlin. Ein Kompaniekamerad von Egon Schultz. Ein Postenführer. Unterfeldwebel. Auf ihn ist Verlaß. Deshalb.

Als Grenzer hat er gelernt, selbständig zu arbeiten und zu entscheiden. Das Alleinsein hat für ihn seine Härte verloren.

Schon als er bei uns lernte, war es für ihn klar, drei Jahre zu dienen. Aber er wollte zu einer Volkspolizeibereitschaft, um dann später in den Dienst der Sicherheitsorgane übernommen zu werden. Daran war unser damaliger Abschnittsbevollmächtigter nicht ganz „schuldlos“, und wohl auch nicht Günters Schwester Christel, heute noch Unterleutnant in der Bezirksbehörde der Volkspolizei Neubrandenburg.

Siebzehn Jahre und elf Monate alt, zog Günter die grüne Uniform an. Er hatte gerade ausgelehrt. Am 13. August 1961 war Günter den dreizehnten Tag Volkspolizist. Er ließ sich bei seinem Kommandeur melden. Er sagte: Ich gehe nach Berlin. Lassen Sie mich Grenzpolizist werden.

Und er unterstrich sein Wort. Er ging zu seinem Parteisekretär und bat, aufgenommen zu werden in unsere Sozialistische Einheitspartei.

BEHARRLICHKEIT

Nie kann Günter sagen, mit meiner Arbeit in den Wiesen bin ich fertig. Immer wieder muß das Wasser zum Vorfluter fließen, immer wieder muß sich das Maul seines Krans in die moorige Erde fressen, um die Gräben zu entkrauten. ▶



Eintönig ist seine Aufgabe, nerventötend. So sehen wir es, Günter sieht es anders. Er war Grenzer.

Er hält Selbstverständliches für selbstverständlich. Und macht darüber nie große Worte.

1966. Die Maul- und Klauenseuche breitet sich aus. Sie macht vor Siedenbrünzow nicht halt. Ein Vierteljahr lang lebt das Dorf in Quarantäne. Schließlich wird sie aufgehoben, nur das Schweinekombinat bleibt Sperrgehöft. Hier arbeiten viele Frauen, Mütter von kleinen Kindern. Kann es ihnen zugemutet werden, daß sie vielleicht wochenlang abgesondert werden müssen, um die Tierseuche nicht zu übertragen?

Da spricht Gerd Kröchert mit den jungen, noch ledigen Mitgliedern. Er stößt nicht auf Widerstand. Schon gar nicht bei Günter Klitzke. Zwar sagt er nicht: Zu Befehl, Genosse Vorsitzender!, er sieht die Notwendigkeit ein – wie einst an der Staatsgrenze.

Im Kombinat werden Läufer aufgezogen.

Zuchtläufer für den Kooperationsverband.

Fleischschwein. Das sind Tiere mit einer ganz besonderen Eigenschaft. Sie sollen als ausgewachsene Schweine ein Kotelett zum Fleischer tragen, das möglichst nicht von Fett umrandet ist.

Als wäre es unabänderlich, reiht sich Günter Klitzke in die neue Besatzung ein. Er kocht im Futterhaus Kartoffeln, karrt sie vor die Buchten, füttert die quietschenden Glücksbringer. Dabei hat er mit Schweinen eigentlich gar nichts im Sinn. Er mag sie nicht sonderlich.

Fünf Wochen bleibt er im Kombinat. Abgeschieden von der Umwelt. Und er ist stolz. Kein Läufer krepitiert, solange er das Futter einschaufelt.

Als dann die Seuche erloschen ist, müssen den Rindern die Klauen ausgeschnitten werden. Das ist eine unangenehme Arbeit. Sie kostet Kraft und verlangt Geschicklichkeit. Wieder werden Freiwillige gebraucht. Wieder meldet sich Günter Klitzke. Er hebt den widerstrebenden Kühen die Füße, er wäscht ihnen das Fell. Acht überlange Tage lang.

Es mußte sein. Für Günter war es selbstverständlich. Für ihn war es eine Pflicht.

Pflichten sind unabänderlich. Über sie diskutiert man nicht.

IMMER ZUR STELLE

Groß ist der Kooperationsbereich. 10 050 Hektar sind kein Pappenstiel.

Der Kran T 157 ist ein universelles Instrument der Produktion. Mit ihm kann man nicht nur Gräben räumen. Zum Dungladen eignet er sich zum Kartoffelumschlag, zu vielem anderen mehr.

Den T 157 fährt Günter Klitzke, und er hat alle Hände voll zu tun.

Dennoch, er war zur Stelle, als im vergangenen Jahr ein Zugmaschinenfahrer ausfiel. Im Grünfüttertrocknungskomplex, im Komplex der Getreidebergung, der Kartoffel- und Zuckerrüben-ernte war Günter mit seinem Traktor

86 neue Traktoren vom Typ ZT 300 wurden kürzlich im Kreis Röbel übergeben. Dieser Kreis gehört zu jenen Gebieten des Bezirkes Neubrandenburg, in denen großflächige Meliorationen vorgesehen sind.

◀ Riffelrohre aus dem VEB „Gölzplast“ fräst eine Dränbrigade in die feuchten Weiden des VEG Nordhausen.



dabei, eingesprungen für den verunglückten Kollegen.

Kooperation in der Landwirtschaft, das ist für den Unterfeldwebel der Grenztruppen Günter Klitzke vergleichbar mit dem operativen Zusammenwirken verschiedener Truppenteile einer Armee. Einer hat für den anderen einzustehen – zum Wohle aller, zum Gelingen der gemeinsamen Sache. Und die gemeinsame Sache, sie gelingt von Tag zu Tag besser.

Unnötige Wege gibt es zwischen den Feldern. Wasserlöcher, mit Schlehdorn bewucherte Feldscheiden, wahllos gewachsene Gehölze. Das alles behindert die Schaffung größerer Anbauflächen und schließlich auch den Einsatz der modernsten Technik.

Günter Klitzke ging mit seinem Kran diesen Überresten der Einspannerwirtschaft zu Leibe. Besonders im Eugenienberger Bereich räumte er so manche Feldscheide und transportierte das unnütze Gestein in die Pfuhe, um sie langsam aufzufüllen. Das alles ist eine mühsame Arbeit. Ihr Ergebnis ist nicht gleich und nicht jedem sichtbar. Aber es ist das. Und es bringt jedem Nutzen.

MARK UM MARK

Von nichts kommt nichts, sagt man auch bei uns. Wer nichts für den Boden übrig hat, der kann von ihm nicht hohe Erträge erwarten.

Im vergangenen Jahr planten wir eine Hektarakkumulation von 542 Mark. Das war eine hohe Summe. Als das Jahr aber herum war, da hatten wir tatsächlich 693 Mark in die Genossenschaft hineingesteckt. Je Hektar, versteht sich; denn insgesamt waren es 880 803 Mark. Ein nettes Sümmchen, meinen wir. Insgeheim aber träumen wir bereits von tausend Märkern, die wir auf die hohe Kante legen wollen.

Wie groß Günter Klitzkes Anteil war, das kann man schwer errechnen. Fest steht nur, daß er schon eine halbe Stunde vor Arbeitsbeginn an seinem Kran ist, und daß er es mit dem Arbeitsschluß nicht sehr genau nimmt. Überstunden müssen für ihn tatsächlich erst einmal Überstunden sein.

Diplom-Landwirt Gerd Kröchert jedenfalls behauptet: Wer Wert auf eine hohe Milchproduktion legt, der muß vor allem auf qualitätsgerechtes Futter pochen; wer einer Färse drei Tage lang minderwertiges Futter gibt, der muß

mit einer Stagnation des Gewichtszuwachses rechnen; wer einer Leistungskuh das gleiche antut, der holt diesen Verlust ein ganzes Jahr lang nicht auf.

Und wer ist es, der den Leistungskühen mit einem 3700-Kilogramm-Durchschnitt das Futter schafft? Die Feldbaubrigade ist es. Und einer davon heißt Unterfeldwebel der Reserve Günter Klitzke.

EIN RESUMEE

Drei Genossen wurden um ihre Meinung über Günter Klitzke befragt, der LPG-Vorsitzende, der Bürgermeister, der Vorsitzende des Reservistenkollektivs.

Genosse Diplom-Landwirt Gerd Kröchert: 1959 kam ich nach Siedenbrünzow. Damals war Günter einer unserer Lehrlinge. Als er vier-einhalb Jahre bei den Grenztruppen diente, kam er stets am ersten Urlaubstag zu uns. Die Genossenschaft interessierte ihn. Er blieb ihr treu. Wir machten ihn zum ständigen Kranführer. Wir geben ihm die Möglichkeit, daß er sich für alle gebräuchlichen Kräne spezialisiert. Warum? Weil auf ihn hundertprozentig Verlaß ist.

Genosse Bürgermeister Hauptmann d. VP a. D. Rudolf Osterland: Er ist vom gleichen Schrot und Korn wie sein Genosse Egon Schultz, mit dem er in einer Kompanie diente, dem er wenige Stunden vor seinem Tod einen guten Wachdienst wünschte. Nur eines: Für einen Funkjournalisten wäre er nicht der geeignete Mann. Zu schweigsam ist er, vor allem über sich selbst.

Genosse Soldat der Reserve, Feldbaumeister Jürgen Glawe: „Wenn das Reservistenkollektiv ruft, ist Günter einer der ersten, die da sind. Auf ihn können wir zu jeder Zeit und Stunde bauen. Manchmal ist der Günter zu schweigsam, zu verschlossen. Wäre er das nicht, könnte er uns noch mehr helfen.“

Die Peene wird immer wetterwendisch bleiben, weil Ebbe und Flut Naturgesetze sind. Nicht immer aber werden die Tollensewiesen stau-naß und sauer sein. Weil es nicht nur einen Günter Klitzke gibt.

Und deshalb auch wird die LPG „Immer bereit“ reicher werden – zu unser aller Nutzen.

Selbstverständliches ist eben selbstverständlich.



NATIONALKOMITEE Freies Deutschland

Deutsche Antifaschisten als Kämpfer einer Partisaneneinheit der sowjetischen Nordfront im Winter 1943/44. Dritter von rechts Hans Scherhag, neben ihm, ebenfalls mit der MPI, Kapitän Iwan Bejdin, der sowjetische Führer der Gruppe.

Gang durch die Front

Am 13. Juli jährt sich zum 25. Male der Tag der Gründung des Nationalkomitees Freies Deutschland. Tausende Deutsche kämpften hier, auf der richtigen Seite, für die baldige Beendigung des verbrecherischen Hitlerkrieges, für die Zukunft Deutschlands.

Hans Scherhag, heute Mitarbeiter beim Staatlichen Rundfunkkomitee in Berlin, lief 1941, einundzwanzigjährig, bei seinem ersten Einsatz an der Ostfront zur Sowjetarmee über, arbeitete im Gefangenenerlager im Antifa-Aktiv mit, besuchte 1943 die Antifa-Schule in Krasnogorsk, nahm an der Gründung des Nationalkomitees Freies Deutschland teil, sprang im Dezember 1943 bei Pskow im Hinterland der faschistischen deutschen Armee ab und kämpfte dort vier Monate bei den Partisanen, ging später als Frontaufklärer bei der 26. sowjetischen Gardedivision zigmal durch die deutschen Linien und brachte der Sowjetarmee wertvolle Informationen und Erkundungsmaterialien. Nach seinen Erzählungen entstand dieser Tatsachenbericht, ein kleiner Ausschnitt nur aus einer Vielzahl von Kämpfen.

Der Sommer 1944 ist heiß und trocken. Am Nachmittag bekommt die Gruppe, die Hans Scherhag führt, einen neuen Kampfauftrag. Diesmal lautet er: Artillerie- und Panzeraufklärung. Die Zahl der Panzer am gegenüber-

liegenden Frontabschnitt der Deutschen, das Kaliber der Artillerie sind zu erkunden, wenn möglich, ist festzustellen, ob die Faschisten einen neuen Artillerieschlag vorbereiten. Alles ist wie immer gut vorbereitet. Aufklärer und Scharfschützen haben die günstigste Durchgangsstelle erkundet. In der Dämmerung machen sie sich fertig. Vier Mann in deutschen Uniformen. Hans Scherhag als Leutnant, sein deutscher Genosse als Unteroffizier und Andrej und Nikolai, zwei Sowjetsoldaten, als Gefreite, dazu ein zweiter Teil der Gruppe, zwei Sowjetsoldaten in russischen Uniformen mit dem Funkgerät.

Am Waldrand warten sie das Einbrechen der Dunkelheit ab. Ihr wievielter Gang durch die Front ist es wohl? Hans hat die Einsätze nicht gezählt, aber sie sind nun schon „alte Hasen“, Spezialisten der Aufklärung. Drei Jahre sind es her, da ging er zum ersten Male, damals aber in umgekehrter Richtung. „Schieße nicht auf russische Arbeiter!“ hatte ihm sein Vater, Sozialdemokrat, gesagt. Die erste Gelegenheit zum Überlaufen hatte er genutzt. Freilich, ein bewußter politischer Schritt war es nicht gewesen – die faschistische Greuelpropaganda über die Russen hatte auch ihn nicht unbeeinflusst gelassen –, es war eher ein Akt der Selbsterhaltung. Schon zwei Kompanien waren im sowjetischen MG-Feuer beim Angriff auf das

Dorf Dragunsk verblutet, am nächsten Morgen sollte seine Kompanie dieses sinnlose Anrennen wiederholen. Nachts lief er mit drei anderen Kameraden über.

Viel hat er in den letzten drei Jahren gelernt. Der Krieg sollte eigentlich für ihn beendet sein, und doch geht er nun immer wieder diesen Gang durch die Linien. Er weiß jetzt, weshalb und wofür.

Es ist dunkel geworden. Trotzdem, die breite freie Wiese zur deutschen Front überwinden sie kriechend, unbemerkt gelangen sie durch die Linien. Noch in der Nacht marschieren sie möglichst weit ins Hinterland und suchen das geeignete Versteck für die beiden Funker. Der erste Funkspruch geht zurück: „Bis jetzt alles in Ordnung!“

Im Morgengrauen gehen die vier „Deutschen“ weiter, die Ari-Stellungen können nicht mehr weit sein. Endlich treffen sie auf den ersten deutschen Soldaten, es ist ein Feldwebel der Artillerie. Das ist doch „ihr“ Mann. Hans Scherhag legt gleich im richtigen Ton los: „Mann, was ist das bloß für eine Sauerei bei euch hier hinten! Ihr schlaft wohl? Wir strampeln uns vorne ab, tragen einen Angriff nach dem anderen vor und erhalten keinen Schuß Ari-Unterstützung. Was ist bloß los?“

„Na, viel könnt ihr auch nicht mehr erwarten von uns. Wir würden schon ballern, aber mit ganzen sieben Schuß Munition, die wir noch je Geschütz haben, ist nicht viel zu machen. Außerdem bauen wir ab, heute abend gehen wir zurück.“

Donnerwetter, das klappt ja besser als erwartet. Daß sie so schnell und unkompliziert wichtige Fakten erfahren, haben sie nicht gedacht.

Aber so glatt kann es eigentlich gar nicht weitergehen. Das wäre ja zu schön. An einer Biegung des schmalen Sandweges, den sie entlanggehen, tauchen plötzlich wieder zwei deutsche Soldaten auf, ein Major und ein Unteroffizier. An ein Ausweichen ist nicht mehr zu denken,



Im gemeinsamen Kampf gegen den Hitlerfaschismus entstand ihre Freundschaft. Auch heute, 25 Jahre danach, ist sie noch lebendig. Gegenseitige Besuche, wie hier Oberst Iwan Bejlin bei Hans Scherhag in Berlin, erneuern und bekräftigen sie.

also möglichst schnell und unauffällig an ihnen vorbei. Es scheint zu klappen, der Major hält sie nicht an. Hans Scherhag will schon aufatmen, da bellt es hinter ihnen:

„Leutnant, kommen Sie her! Sie sind wohl auch schon ein Frontschwein und glauben, militärische Disziplin haben Sie nicht nötig! Wollen Sie Vorgesetzte nicht grüßen?“ Zu blöd, das hat er in der Aufregung vergessen. „Woher kommen Sie überhaupt, zu welcher Einheit gehören Sie?“



Dem Antifaschisten Scherhag, Hans
geboren im Jahre 10 20 in Arzhan, M. Kabars
wird hiermit bescheinigt, daß er auf Seiten der Roten
Armee an der Zersetzung der faschistischen deutschen
Truppen aktiv beteiligt ist.
Bei der Durchführung einer Sonderaufgabe des Kom-
mandos der Roten Armee zeigte der Antifaschist
Scherhag Tapferkeit und Mut.
Chef
der Antifaschistischen Schule
Major
(Martens)

Was tun? Hans überlegt fieberhaft. Irgend etwas vorflunkern hat keinen Zweck. So genau wissen sie nicht, welche deutschen Einheiten in dieser Gegend operieren. Dann lieber aufs Ganze gehen.

Blitzschnell zieht er die Pistole. „Hände hoch!“ Im gleichen Moment haben seine Genossen die MPi im Anschlag. Die beiden Deutschen verfärbt sich. Im Nu sind sie entwaffnet, Karten und Dokumente werden ihnen abgenommen.

„Was soll das? Wer sind Sie?“ versucht der Major einen zaghaften Protest.

„Schon mal 'was vom NKFD gehört? Hier habt ihr zum Andenken ein paar Flugblätter. Und jetzt marschiert ihr mindestens 100 Meter geradeaus. Wenn ihr eine Bewegung nach rechts oder links macht, oder euch umseht, wird geschossen. Also rechts um! Und ab!“

Gehorsam traben die beiden los.

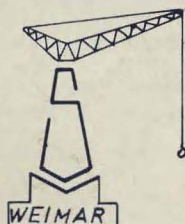
Nun heißt es aber auch für Hans Scherhag und seine Freunde verschwinden, so schnell wie möglich. Sie rasen durch die Kuscheln, tauchen im Wald unter. Nachdem sie ihre beiden Funken erreicht haben, bewegen sie sich gemeinsam mit diesen, bevor sie sich durch die Hauptkampflinie wagen, einige Kilometer parallel zur Front, um in den Bereich einer anderen deutschen Einheit zu gelangen.

Die Sonne brennt, die Uniformen kleben ihnen am Körper. Eine Verschnaufpause wäre jetzt angenehm. Durch die Front können sie ohnehin erst in einigen Stunden im Schutze der Dunkelheit.

Ein leerstehendes Gehöft am Rande eines Waldsees erscheint ihnen für die Rast geeignet. Doch sie kommen nicht dazu. Eine Gruppe deutscher Soldaten, zehn, zwölf Mann, taucht hinter ihnen zwischen den Bäumen auf, erkennt die sowjetischen Uniformen, geht sofort in Deckung und eröffnet das Feuer. Die Aufklärer können gerade noch um das Haus rennen, doch dort ist nur der von dichtem Schilf bewachsene See. Sich auf eine Schießerei mit den Deutschen einzulassen, wäre glatter Selbstmord. Also hinein in den See, das hohe Schilf gibt gute Deckung. Der Gegner nistet sich im Gehöft ein, ab und zu schickt er eine MPI-Garbe über das Schilf. Bis zum Bauch stehen die Kundschafter im Wasser, sie wagen sich kaum zu rühren – es ist windstill, die geringste Bewegung des Schilfes könnte ihren Standort verraten. Was sie in der ersten Stunde als angenehme Abkühlung empfinden, wird schließlich zur Qual. Die Beine scheinen allmählich abzusterben, die Kälte kriecht den Bauch hoch, erfaßt den ganzen Körper. Drei Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit strecken sich zur Ewigkeit.

Vorsichtig bahnen sie sich ihren Weg parallel zum Ufer, bis das Gehöft etwa 200 Meter hinter ihnen liegt. Endlich können sie den See verlassen und im Wald untertauchen. Sie trocknen ihre Sachen, bewegen und massieren die abgestorbenen Glieder. Ohne weitere Zusammenstöße kommen sie durch die Front.

Major Günther Wirth



53 Weimar,
Rießnerstraße 30

Kommt zum VEB Spezialmontagen, Weimar!

Für volkswirtschaftlich wichtige Montagevorhaben im Schwermaschinenbau und für folgende Schwerpunktbaustellen wie z. B.

Kaltwalzwerk Eisenhüttenstadt
Stranggußanlage Riesa
Drahtwalzstraße Maxhütte

Walzwerke Burg
Zementwerke Bernburg,
Karsdorf und Deuna

werden ab sofort folgende Arbeitskräfte eingestellt:

Montageschlosser und Helfer
Werkzeug- und Maschinenschlosser
A- und E-Schweißer
Rohrleger
und artverwandte Berufe

Die Entlohnung erfolgt nach dem Tarif Schwermaschinenbau sowie Auslösung und sonstige Zuschläge, Fahrgeldrückerstattung bei Heimfahrten, erschwernisbedingter Zusatzurlaub von jährlich 6 Tagen.

Der Betrieb bietet Qualifizierungsmöglichkeiten zu Rohrlegern und A- und E-Schweißern. – Der Betrieb unterhält zwei betriebseigene Ferienheime zur Erholung.

EINSTELLUNGEN erfolgen im Betrieb Weimar - Kaderabteilung - sowie auf allen o. a. Schwerpunktbaustellen durch die Baustellenleiter und auf allen anderen Baustellen des Betriebes.

ALBERNA



SONNENKOSMETIK

Braun sein — gesund sein

Natürliche Bräunung ohne den gefürchteten Sonnenbrand durch „Alberna“-Sonnenschutzemulsion — wenig fettend, „Alberna“-Sonnenschutzöl mit Lanolin und „Alberna“-Nußöl mit Vitaminkomplex und dem nicht fettenden „Alberna“-Spezialsonnenschutz (silikonhaltig).

„Alberna“-Sonnenkosmetik — eine Serie, die allen Hauttypen gerecht wird.

B *VEB Berlin Kosmetik*
DAS HAUS IM DIENSTE DER SCHÖNHEIT

Lockheed AH-56A „Cheyenne“ (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	5 316 kg
Rüstmasse	7 700 kg
Höhe über alles	4,29 m
Länge über alles	18,31 m
Spannweite	8,1 m
Rotordurchmesser	15,0 m
Höchstgeschwindigkeit	407 km/h
Marschgeschwindigkeit	390 km/h
Steigleistung	17,4 m/s
Reichweite	4 000 km
Gipfelhöhe	7 925 m
Triebwerk	1 Turbine General Electric T 64-16, 3 400 Wellen PS

Bewaffnung

1×7,62-mm-MG oder 40-mm-Gewehrgranatwerfer im Rumpfbug und 1×30-mm-Kanone unter dem Rumpf; Wahlweise 2 Werfer mit je 7 „Hughes“-



Lenk Waffen zur Panzerbekämpfung oder 70-mm-Raketenwerfer
2 Mann

Besatzung

Dieser Kampfhubschrauber wurde der Öffentlichkeit erstmals im Mai 1967 vorgestellt. Es handelt sich um ein Verbundflugzeug mit Hubrotor, kurzen Tragflächen und einem Druckpropeller. Seine Aufgaben bestehen im Begleitschutz und Erdkampf.



U-Abwehr-Fregatte „St. Laurent“ (Kanada)

Taktisch-technische Daten:

Wasser- verdrängung	
– Typ	2 263 ts
– maximal	2 800 ts
Länge	112 m
Breite	12,8 m
Tiefgang	4,1 m

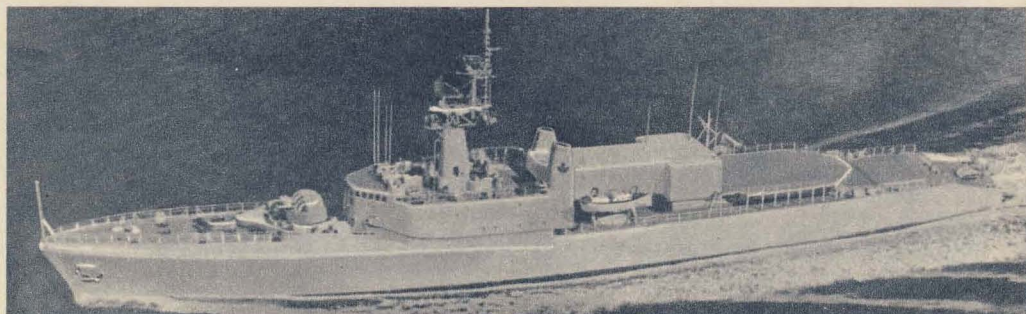
Höchstgeschwindigkeit 28,5 sm/h
Antriebsanlage Gasturbinen,
30 000 PS

Bewaffnung 4×76-mm-Geschütze in Doppellaf.;
2×40-mm-Flak (Bofors); 2 Wasserbombenwerfer (3rohrig); modernisierte Schiffe
2×76-mm-Allzielgeschütze, 2 U-Abwehr-Hubschrauber,

4×U-Abwehrtorpedo, 1× Wasserbombenwerfer
290 Mann
(Kriegsstärke)

Besatzung

Die Fregatten des Typs „St. Laurent“ sind die ersten größeren Schiffe kanadischer Konstruktion. 1949 begannen die Konstruktionsarbeiten. Im Verlaufe des Baus gab es mehrmals Änderungen. 1950–1952 Kiellegung, 1957 Fertigstellung. Der Nachfolgetyp ist „Restigouche“.



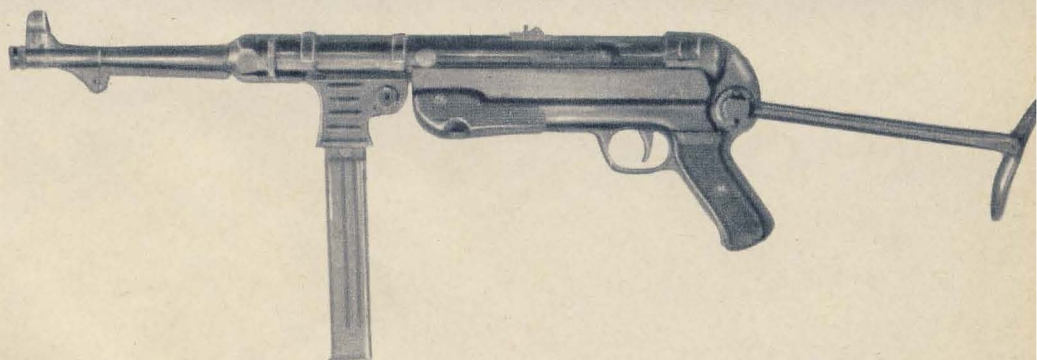
IMG 52/57 (ČSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	8 kg
Kaliber	7,62 mm
Länge	1 045 mm
Patrone	7,62 mm M 43
Anfangs- geschwindigkeit	705 m/s
max. Schußentfernung	2 800 m
günst. Schußentfernung	800 m auf Erdziele; 500 m auf Luftziele
Munitionszuführung	Gurt 50 Schuß, Gurtkasten

prakt.
Feuergeschwindigkeit 80 Schuß/min

Die Waffe ist eine tschechoslowakische Konstruktion und wird in der Tschechoslowakischen Volksarmee sowie in den kubanischen Streitkräften eingesetzt.



MP 40 (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

Masse	
– mit leerem Magazin	3,7 kg
– mit gefüllte. Magazin	4,1 kg
Kaliber	9 mm
Länge	850 mm
Lauflänge	250 mm

Patrone

Anfangsgeschwindigkeit 390 m/s
günst. Schußentfernung 200 m
Magazin

9-mm- Parabellum

390 m/s
200 m
Stangen-
magazin
32 Patronen

Diese MPI ging aus der deutschen MP 38 hervor. Das Stangenmagazin wurde unten angesetzt, die Schulterstütze abklappbar gehalten. Die Waffe erhielt den Pistolengriff und war nur für Dauerfeuer eingerichtet. Feuergeschw. um 500 Schuß/min.



in zwei Kilometern Tiefe annähernd hundert Geschütze in Stellung gebracht!

Schon an den ersten Granaten, die auf die Seitenpanzerung der ersten Maschinen auftrafen, erkannte Naidenow die Taktik des Feindes. Die deutschen Artilleristen hätten die sowjetischen Panzer gern an sich vorbeigelassen und das Feuer aus kurzen Entfernungen eröffnet, wobei sie entweder auf die Seite oder aufs Heck zielten. Als bemerkte er das nächststehende Geschütz nicht, fuhr Naidenow zum Schein vorbei, dann aber machte er in vollem Tempo eine scharfe Wendung und kam im Nu mit der Stirnseite vor ihm zum Stehen. Ein Ruck nach vorn, und schon knirschte das Rad der Kanone unter dem Panzer. So überwalzte der Panzer des Leutnants Schurgin vier Panzerabwehrkanonen und drei Minenwerfer.

Und nun hatte die blöde Granate den Turm getroffen. Und diese plötzliche Blindheit. Einige Sekunden lang lenkte Petka den Panzer in voller Finsternis weiter, ohne zu wissen, was weiter werden würde. Da beugte Leutnant Schurgin sich über ihn und rief:

„Naidenow, Freund, bist du wirklich blind? Schnell laß Rubzow ran. Gleich verbinden wir dich.“ Petkas Entschluß reifte schon, sowie er die Stimme des Leutnants vernahm. Er bat: „Ich mach es schon selber, Genosse Kommandeur. Ich kenn doch die Maschine am besten. Und ich hab Kraft genug, ich bringe sie schon hin. Lenken Sie, Genosse Kommandeur, und ich fahre...“

Naidenow rief das alles hastig, wiederholte immer ein und dasselbe, als fürchte er, seine Worte könnten den Leutnant nicht überzeugen. Doch kaum war er verstummt, da fühlte er schon einen sanften Stoß an der rechten Schulter. Ihm wurde leichter, und bald glitt die Maschine unschwer nach rechts. Mit dem sicheren Sinn des erfahrenen Panzerfahrers spürte Petka unter den Panzerrädern etwas Metallisches. Es war eine Kanone. Obgleich blind, erriet er doch mit einem inneren Gefühl die Situation, in der er sich befand. Petka wendete den Panzer, begrub mit unfehlbarem Spürsinn unter seinen Raupenkettten direkt das Schild der Kanone und fuhr dann weiter, die Geschützmannschaft zu Boden drückend. Ein Stoß gegen die linke Schulter, und der Panzer fuhr nach links. Ein leichter Schubser in den Rücken, und der „KW“ sauste vorwärts. Eine Berührung an seinem Kopf bedeutete: „Stop!“, und schon stand der Panzer.

Der erblindete Fahrer befolgte die Weisungen von Leutnant Schurgins Hand und warf die Maschine von einer Seite auf die andere, er zermalmte Geschütze und Minenwerfer und trieb die deutschen Artilleristen in die Erde. Er sah das Schlachtfeld mit den Augen seines Kommandeurs. Petkas Gehör verschärfte sich ungewöhnlich. Ihm schien, als höre er jeden einzel-

nen Laut der Schlacht durch das Rasseln und Donnern des „KW“ hindurch, nicht nur mit den Ohren, sondern mit vielfach geschärften Sinnen. Er hatte das Gefühl, selbst vor einem Panzer herzugehen und dem stählernen Koloß unsichtbar den Weg durch das Feld zu weisen. Die ihn umgebende Finsternis schien für Petka nicht zu existieren. Er strengte die angesengten Lider schon nicht mehr an, um etwas zu sehen. All seine Gefühle waren einer Herz und Hirn erfüllenden gespannten Aufmerksamkeit gewichen. Und das machte ihn nahezu sehend. Petka glaubte, es sei erst wenige Minuten her seit dem Moment, daß ihn der undurchdringliche dunkle Schleier eingehüllt. In Wirklichkeit jedoch operierte der Panzer mit seinem blinden Fahrer eine ganze Stunde. Der „KW“ hatte vier Geschütze und drei Minenwerfer überrollt und längst das Roggenfeld hinter sich gebracht, einen schweren feindlichen Panzer gerammt und durch Beschuß aus seiner Turmkanone noch zwei mittlere Panzer außer Gefecht gesetzt. Und als der Turmschütze Neprinzew verwundet wurde und der Kampfsatz ausging, führte Petka auf eine Handbewegung des Leutnants die Maschine vom Schlachtfeld.

Petka stieg aus dem Panzer. Schwankend und auf Rubzows Schulter gestützt stand er auf einer Waldlichtung. Golden strahlte der Sonnenball am Zenit und stach blendend aus dem klaren Himmel herab. Petka warf den Kopf zurück – um ihn her war alles dunkel. Erst jetzt gedachte er seiner Antwort, die er dem General am Vorabend gegeben: „Ich werde mich schlagen, solange meine Augen sehen!“ Er hatte nun sogar weitergekämpft, als er nichts mehr sehen konnte.

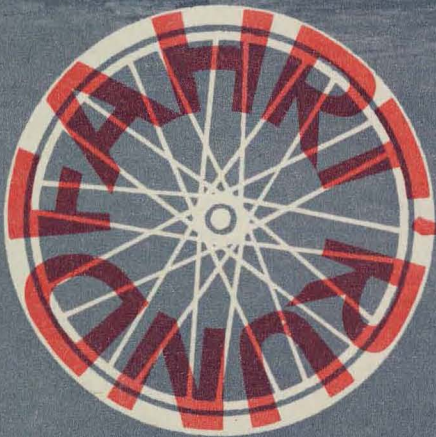
Dies ist am 12. Juli 1943 am Prochorowker Brückenkopf geschehen im Raum Kursk/Belgorod. An jenem Tag fand die Angriffsstrategie Hitlers an der Ostfront ihr klagliches Ende. Seit diesem Tag haben er und seine Generale bis zum Ausgang des Krieges keine Angriffe mit weitreichenden Zielen mehr starten können.

„Entsinnst du dich wenigstens meiner Augenfarbe?“ fragte Petka. Mein Herz krampfte sich in geheimer, unsäglicher Qual zusammen. „Ich kann mich leider nicht erinnern, Bruderherz“, sagte ich. „Graue Augen hast du“, sagte Lida und biß sich auf die Lippen. Jetzt, da ich dies niederschreibe, muß ich mich einiger Zeilen entsinnen aus einem Gedicht, das ich unlängst gelesen habe:

„Wie leblos lag er da
in Gips und weißen Binden,
obzwar er bleich aussah
wie Belgoroder Kreide,
konnt' ihn der Tod nicht überwinden.
Der Kursker Adler
hielt dem Sensenmanne stand,
denn Kursker Knochen sind sehr zäh
und fester als der Felsen Wand.“

Nein, dieses Gedicht wurde nicht über Petka Naidenow geschrieben, es ist einem Kursker Flieger gewidmet.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Reminiszenzen

Von Klaus Weidt



Über meinem Schreibtisch, zwischen Wimpeln aus vieler Herren Länder, einer echten Kamelpeitsche und 21 bunten Presseplaketten, hängt ein ganz besonderes Souvenir. Seine violette Farbe ist in den Jahren von Sonne und Staub verblichen, doch mühelos kann man noch die gelbe Aufschrift lesen: DDR-Rundfahrt 1959. Es ist eine der Taschen, die sich die Rennfahrer umhängen, und die auch ich damals bekam; als ich zum erstenmal die Giganten der Landstraße begleitete. Man hatte mir die Aufgabe übertragen, die jungen Fahrer des ASK Vorwärts Leipzig zu beobachten und von ihrem zweiten Rundfahrt-Start zu berichten. Seither habe ich oft die Gelegenheit genutzt, im Presse- oder Materialwagen die Männer in Gelb-rot bei ihren Kämpfen gegen Regen, Sonne, Kälte, Staub und Wind zu verfolgen.

Im März 1957 war die Radsport-Mannschaft der Armee aus der Taufe gehoben worden. Zu ihren Vätern gehörte auch Emil Kirmße, der noch heute mit Fritz Fräger die „Vorwärts“-Straßenfahrer trainiert. Ein Jahr danach richtete er an den Radsportverband ein Schreiben, in dem er die Teilnahme einer Mannschaft des ASK an der X. DDR-Rundfahrt ankündigte. Wenig später flatterte die Antwort aus Berlin auf seinen Leipziger Schreibtisch: „Wir sehen uns außerstande, einer Teilnahme des ASK Leipzig zuzustimmen, da Ihre Fahrer noch nicht den internationalen Ansprüchen genügen.“ Dieser Bescheid schien damals Wunder zu bewirken. Die fünf, sechs Pedalritter des ASK, die es damals erst gab, ließen kein Rennen mehr aus, machten mit guten Plazierungen auf sich aufmerksam, und siehe da: Der DRSV zog

tatsächlich seine Ablehnung zurück. Zum erstenmal in der Radsportgeschichte der DDR ging der ASK Leipzig an einen Etappenstart. Seine Fahrer Giese, Leddig, Göthel, Grosser und Bleihöfer schlugen sich dann auch durchaus beachtlich. Natürlich gewannen sie noch keine Etappen, kurbelten auch nicht an der Spitze, aber sie kämpften unverdrossen und hielten im Feld mit. Martin Giese (der übrigens heute noch bei der SG Dynamo Leipzig einige Rennen bestreitet) kollidierte gleich auf der ersten Etappe mit einem Motorrad und stürzte. Mit einem bandagierten linken Arm trat er noch zur zweiten Etappe an, mußte jedoch bald vom Rennarzt herausgenommen werden. Rainer Grosser hatte schon nach 200 km ein Furunkel am Gesäß. Doch er dachte nicht ans Aufgeben. Er fuhr fast die ganze Fahrt im Stehen. Klaus Göthel war, um seinen Mittelplatz zu halten, kilometerweit mit Gabelbruch gefahren.



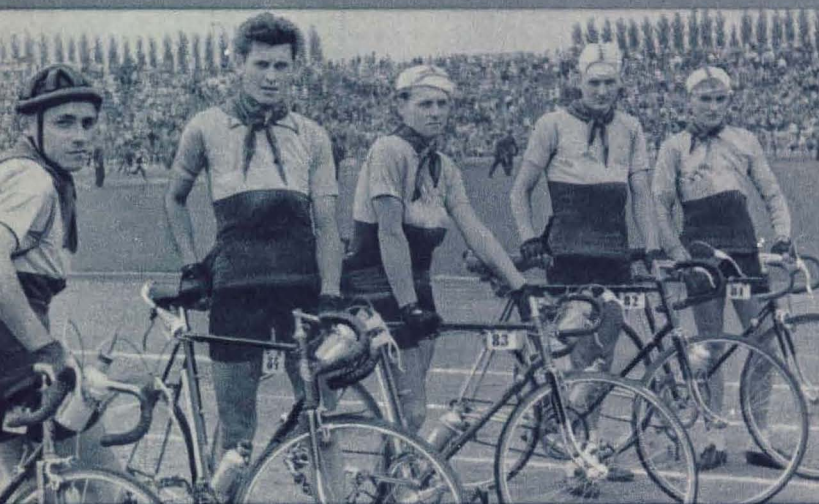
1959 hatte ich das Pech, im EMW der ND-Berichterstatte mitzufahren. Pech deshalb, weil Paule, der Kraftfahrer, den strikten Auftrag hatte, sich stets hinter der Spitzengruppe einzuordnen. Etappenlang sah ich kein gelbrotes Trikot an der Spitze auftauchen. Die „Renner“ vom ASK sahen ausgesprochen schlecht im Geschehen dieser Fahrt aus. So konnte ich zwar „Täve“ in allen taktischen Varianten eines derartigen Rennens studieren, meine Informationen über die ASK-Fahrer aber mußte ich mir abends beim Trainer und den Aktiven holen. Das war ihnen mit der Zeit wohl selbst schon etwas unangenehm geworden, und als ich sie am Ruhetag zufällig mit dem Koffer in der Hand begrüßte, nickte Martin Giese vielsagend:

„Na ja, jetzt reist du enttäuscht nach Hause...“ Ich dachte nicht daran. Und Martin Giese war es dann auch, dessen 80-km-Alleinfahrt an der Spitze ich zwischen Weimar und Plauen im ND-Pressewagen verfolgen konnte. Ob „Piepe“ Rowell, der Pressefotograf auf seinem Awo-Motorrad, daran „schuld“ war oder nicht, das kann ich heute schlecht sagen. Aber es war so: Die Journalistenkollegen bedauerten mich auf Grund der ASK-Inaktivität derart, daß sie beschlossen, Fotoreporter Rowell mit der Offiziersmütze des Leipziger Mannschaftsleiters zu den im Feld mittrudelnden Armeefahrern zu schicken. Der sollte ihnen den „Befehl“ geben, nach vorn zu stoßen. Gesagt, getan. Und sei es, wie es will: Oberfeldwebel Giese machte tatsächlich „Dampf auf“...



12 Monate später fiel die Rundfahrt wegen der Weltmeisterschaft am Sachsenring aus, und erst 1961, unmittelbar nach dem historischen 13. August jubelten in Städten und Dörfern Hunderttausende wieder dem farbenprächtigen Pulk auf 1507 km zu. Der ASK hatte in der Zwischenzeit prominenten Zugang erhalten (Egon Adler, Klaus Kellermann, Lothar Höhne), aber auch Fahrer aus den eigenen Reihen entwickelt (Karl-Heinz Kazmierzak, Günter Hoffmann, Dieter Eichholz). Erstmals schickte er zwei Mannschaften ins Feuer der Etappen-Bewährung.

Nicht der bekannte Friedensfahrer Egon Adler sorgte für Schlagzeilen. Günter Hoffmann, im Lager der Straßenfahrer noch völlig unbekannt, lieferte Gesprächsstoff. Und nicht ganz ohne Stolz gab ich meinen Pressekollegen gern Auskunft über den damaligen Feldwebel: Aus Finsterwalde, lernte Tischler, sparte sich 1955



Oben rechts:

**Am Ziel von Stropasen
gezeichnet
aber glücklich lächelnd:
Günter Hoffmann.**

**Mit diesen Fahrern bestritt
der ASK vor zehn Jahren
seine erste DDR-Rundfahrt:
Martin Leddig,
Rainer Grosser,
Klaus Göthel,
Martin Giese
und Günter Bleihöfer (v. l.).**



ein Rad zusammen, ging zur Armee, fuhr beim ASK querfeldein und wurde Crossmeister der befreundeten Armeen.

Vor dem Ehrenstart auf dem Zittauer Platz der Jugend überreichte Hauptschiedsrichter Heinz Richter dem 22jährigen Günter Hoffmann das „weiße Trikot“, Zeichen des besten Nachwuchsfahrers. Man stellte ihn dem Träger des „Gelben“ vor, und so lernte Gustav-Adolf Schur zum ersten Male einen talentierten ASK-Fahrer kennen, mit dem er in Zukunft noch oft gemeinsam Schlachten schlagen sollte. Nach der siebenten Etappe ergab es sich, daß ich mit Günter in die Unterkunft spazierte.

Er freute sich riesig über das „Weiße“ (das er übrigens auf dieser Fahrt nicht mehr abgab) und war im Gegensatz zu sonst äußerst gesprächig. „Hut ab vor dem ‚Kaiser‘ (so nannte man damals Tüve Schur. K. W.), der fährt, wie er will. Weißt du, einen Wunsch habe ich: einmal so werden wie er...“



Günter Hoffmann arbeitete mit der ihm eigenen Energie an sich. Schon ein Jahr später schaffte er den Sprung in die DDR-Spitzenklasse. Das unterstrich er mit einem dritten

Platz in der Rundfahrt. Karl-Heinz Kazmierzak, der Ex-Fußballer von Traktor Renneritz, entwickelte sich ebenfalls recht gut unter den ASK-Fittichen. „Ich kann mich noch entsinnen“, erzählte Trainer Kirmße, „wie einst ein schwächlicher Junge zu mir kam und sagte, er wolle zum ASK.“ 1962 empfahl sich „Katze“ schon mit einem 7. Rundfahrt-Platz. Diese Etappen alljährlich zwischen Juli und August – das merkten auch bald Armeesportler wie Lingner, Burde, Stamm und Teske – sind eine gute Schule für Kampfeswillen, Härte, Kondition und Taktik. Und auch die Mechaniker hatten ihre „überharten“ Etappen. Rudi Esser, der den ASK bisher auf allen DDR-Rundfahrten als unentbehrlicher Helfer begleitete, denkt nur ungern an die 63er Tour zurück: „Fünf Rahmenbrüche! Wir wußten nicht mehr, wo uns der Kopf steht. Und da kommt doch der Stamm an und meint, sein Sattel sei schief...“ Heute lachen ja alle drüber, auch über Zirngibls „Einlage“. Der erwischte in Zschopau die Stadioneinfahrt nicht, schoß durch einen Gartenzaun, raste über die Gurkenbeete und kam – schließlich doch noch im Stadion raus.



Im ASK-Kübelwagen Nr. 13 fuhr ich einen Teil der Tour 1965 mit. Im Wittenberger Reichsbahn-internat spionierte ich endlich einmal aus, wozu neun Fahrer 34 Trinkflaschen brauchen und was diese enthielten. Die Haferschleim-Mixtur sah so aus: 20 Liter Schleim + 30 Eier + 2 Büchsen Ananassaft + Salz. Ein anderer Teil der Flaschen wurde mit Tee und Zitrone gefüllt. Ob die Trainer Fräger oder Kirmße, Mechaniker Esser oder „Medizinmann“ Störzel – keiner hatte bis in die späten Abendstunden eine längere Verschnaufpause. Da mußten noch die Rennfahrerhosen mit Vaseline eingefettet, die Räder überprüft, das Gepäck verstaut werden.

Ein schlanker, drahtiger ASK-Fahrer ließ auf dieser Fahrt aufhorchen: Jürgen Exner. Er fiel vor allem durch seine Aktivität auf, und ohne Respekt vor den Assen machte er selbst so manche Spitzengruppe auf. Er zeichnete sich durch Zähigkeit und Ausdauer aus. Ein Jahr drauf wird er auf dem Nürburgring als Weltmeisterschafts-Neunter bester DDR-Vertreter...



Als ich die ASK-Equipe 1966 nach der Rundfahrt wieder verließ, baumelten an der Seitenscheibe eines Begleitwagens drei blaue Siegerschleifen. Im Gesamtklassement der Mannschaften hatte man einen zweiten Platz erobert, und Trainer Fritz Fräger war dermaßen aufgeräumt, daß er mir noch einen prachtvollen Chrysanthemenstrauß auf die Heimreise mitgab – obwohl ich ja eigentlich nichts dafür konnte. Lothar Höhne gewann gleich die ersten zwei Etappen, und in Eisenhüttenstadt überquerte Günter Hoffmann (er hatte bislang noch nie eine Etappe der Rundfahrt gewonnen) als Sieger den Zielstrich. Wieder wurden zwei neue Leute ausprobiert: Ulrich Richter und Dieter Gonschorek. Beide imponierten mit ihrer respektlosen Fahrweise und ihrem selbstlosen Einsatz – Faktoren, die im Radsportlager bis dahin oft vermißt wurden. Exner, Gonschorek, Richter – sollten sich hier Straßenbolzer abzeichnen, die den Anschluß an Günter Hoffmann finden würden?



Dieter Gonschorek (23) bereitet sich nun mit seinem Klubkameraden Günter Hoffmann (29) und den DHfK-Fahrern Ampler, Grabe, Borschel sowie Peschel (Dynamo Berlin) im Vierermannschaftsfahren auf einen Olympiastart in Mexiko vor. Nach den Berechnungen des DRSV-Fachorgans „Der Radsportler“ führte Dieter 1967 die Bestenliste der DDR-Fahrer an. Die letzte Rundfahrt beendete er als Sechster. Er kann eigentlich alles, hat schon Steherrennen gewonnen, ist in den Bergen aber genauso gut, offensiv und willensstark. Ulrich Richter, der

Bergfahrer, ist zu den Bahnspezialisten übergewechselt und trainiert die 4000 m. Man erhofft sich dort mehr von ihm. Und der hoffnungsvolle Jürgen Exner?

Nachdem er im Vorjahr vom Verband (mit noch anderen Fahrern) wegen Aufgebens eines Berliner Rennens mit internationaler Startsperr bestraft wurde, hatte er eine Krise zu überstehen. In diesem Jahr nun führt er mit Karl-Heinz Kazmierzak die lange Liste der neuen, wenig bekannten ASK-Straßenfahrer-Namen an: Wolfgang Wesemann, Werner Weißmann, Günter Baidmann, Bernhard Braun, Peter Scheffler, Wilfried Ketzer, Edgar Raatz. „Diese DDR-Rundfahrt“, kommentierte Emil Kirmße, „ist die Tour der großen Bewährung. Durch den Abschied bekannter Straßenfahrer wird es besonders schwer für uns.“

Natürlich werde ich mich bei den Jungs aus Leipzig auch diesmal wieder sehen lassen. Mit der Rundfahrttasche von damals...

Karl-Heinz Kazmierzak, ein Mann mit DDR-Rundfahrfahrungen und -erfolgen (1962: 7., 1966: 5. Platz).



Edelmann und Courtisane

Von J. C. Schwarz

Das ganze britische Heer sang: „Herr Captain, Herr Captain, wir brauchen gut Rezepte. Der eine hinkt, der andere stinkt, dem dritten nicht ein Schuß gelingt. Willst du zum Sieg uns führen und nicht den Krieg verlieren, Herr Captain, Herr Captain, so gib uns gut Rezepte.“ Aber die guten Rezepte kamen nicht; selbst die 30 000 von deutschen Fürsten gekauften deutschen Söldner verhalfen den britischen Generalen nur zu Anfangserfolgen, dann setzte sich das amerikanisch-französische Bündnis durch, und das 6000 Mann starke französische Expeditionskorps zusammen mit dem großen französischen Kredit ermöglichten es dem General Washington, Virginia zurückzuerobern und bis in den Westen des Hudson-Rivers vorzudringen, wo die amerikanischen Truppen gegenüber den britischen Stellungen bezogen. Man schrieb das Jahr 1780. Der britische General Clinton, der die Stadt New York auf der Ostseite des Hudson-Rivers hielt, hätte Kriegsschiffe vom Süden her in den Hudson-River hineinfahren lassen und die ganze amerikanische Westseite des Flusses aufrollen können – denn immer noch beherrschte Britannien die Meere und auch das Meer an der amerikanischen Küste, wäre nicht diese vertrackte amerikanische Stellung West-Point am Eingang zum Hudson-River gewesen, die glänzend befestigt war und von der aus amerikanische Kanonen jedes britische Kriegsschiff, das in den Hudson-River hineinzufahren gewagt hätte, in den Grund des mächtigen Stromes zu senden imstande waren.

Vor fünf Jahren hatten die Unannehmlichkeiten begonnen. Ursache der Streitigkeiten waren Steuern und Zölle, die die englische Regierung in den amerikanischen Kolonien eingeführt hatte und die ausschließlich den Wirtschaftsinteressen des Mutterlandes dienten, ohne die Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung zu berücksichtigen. Petitionen amerikanischer Parlamente und Kongresse wurden in London verworfen und mit der Entsendung von Truppen beantwortet, und es kam zu antienglischen Aktionen amerikanischer Patrioten; so wurde in Boston eine ganze Schiffsladung englischen Tees ins Wasser geschüttet, für den London niedrige Einfuhrzölle festgesetzt hatte. Typisch die englische Reaktion: Der Hafen von Boston wurde gesperrt und General Gage mit vier Regimentern abgeschickt, um die Stadt zu besetzen und die Rädelsführer festzunehmen. Der erste blutige Zusammenstoß zwischen englischen und amerikanischen Truppen fand 1775 am 19. April bei Lexington statt. Der „Alarm

von Lexington“ bezeichnet den Beginn des amerikanischen Revolutionskrieges.

Aber nicht alle Amerikaner waren für die Amerikaner. Ein Teil von ihnen, die sogenannten „Loyalisten“, verhielt sich loyal zur englischen Krone, es waren darunter wohlhabende Farmer des Südens und Unternehmer und Geschäftsleute des Nordens. Einer dieser Loyalisten war der amerikanische General Benedict Arnold, und gerade er war es, der für West-Point am Eingang des Hudson-Rivers verantwortlich war. Die amerikanische Armee, an ihrer Spitze Washington, hatte aber zunächst keine Ahnung davon, was im Herzen Arnolds vor sich ging.

Eines Tages kam zu General Clinton in New York ein Mann, der sich, als Kupferschmied verkleidet und sein Wägelchen hinter sich herziehend, bis zum britischen Hauptquartier durchgeschlagen hatte. Die Wachen hatten ihn nicht durchlassen wollen, aber er hatte darauf bestanden, den britischen General persönlich zu sprechen. Auch dem Adjutanten und Sekretär Clintons, dem hübschen und etwas femininen Major John André, wollte der Mann nicht seine angeblich wichtigen Mitteilungen machen, weshalb ihn schließlich André selbst zum General geleitete.

Als der Mann mit dem General allein war, sagte er:

„Mein Name ist Smith. Ich bin amerikanischer Leutnant. Ich bringe eine Botschaft von dem loyalen General Benedict Arnold.“

Clinton horchte auf. Dann las er den kurzen Brief, den ihm Smith übergab: „General Clinton! Ich habe Ihnen einen fairen Vorschlag zu machen. Dazu ist allerdings nötig, daß Sie persönlich nach West-Point kommen. Ich schwöre bei Gott, daß ich für Ihre Sicherheit sorgen werde. Teilen Sie bitte dem Boten Leutnant Smith mit, wann Sie kommen werden. Im Interesse der Sache ist strenge Geheimhaltung erforderlich.“ Unterzeichnet war der Brief mit „Benedict Arnold, Brigadegeneral.“

Clinton bat um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Das Ganze konnte eine Falle sein, um seiner habhaft zu werden. Er beriet sich mit einigen seiner höchsten Mitarbeiter und vor allen Dingen mit dem klugen Major André.

In London, wo er zur Welt kam, trat André mit zwanzig Jahren der britischen Armee bei. Bei Beginn des amerikanischen Revolutionskrieges geriet er in amerikanische Gefangenschaft, wurde aber bereits ein Jahr später im Gefangenenaustausch der britischen Armee zurückgegeben. Zwei Jahre später war er bereits



Major und Adjutant von General Charles Gray, und im dritten Jahr nach seiner Freilassung Adjutant von General Clinton, der ihn zugleich wegen seiner glänzenden literarischen Begabung zu seinem Sekretär machte. Andrés Spottlieder, so das vom Captain, der das Rezepten für den Sieg Englands geben sollte, waren bekannt und beliebt in der ganzen britischen Armee. John war ein vielseitiger junger Mann. Wenn die Offiziere Feste veranstalteten, bestellten sie ihn als Arrangeur und Organisator von Laienaufführungen, denn auch schauspielerisch war er begabt und übernahm gern die Darstellung edler Herren und Ritter, wie es damals üblich war. Vor Ausbruch des Krieges war André in verschiedenen Garnisonsstädten ein den Damen der Gesellschaft bekannter Mann, sie luden ihn zu ihren Festveranstaltungen ein, weil sie seine Unterhaltungskunst schätzten und vor allen Dingen in ihm den schönen jungen talentierten Engländer sahen. Wahrscheinlich war es sein Charme, gepaart mit militärischen Tugenden, der ihn so schnell Karriere machen ließ, auch seine Vorgesetzten fanden ihn unwiderstehlich. Als nun General Clinton seinem Adjutanten von Benedict Arnold und dessen Angebot erzählte und die Meinung Johns hören wollte, begann der auf merkwürdige Weise abwesend zu lächeln.

„Sir“, sagte er, „es ist möglich, daß ich diesen Mann kenne. Die Geschichte liegt nun sechs Jahre zurück, und sie spielt in Richmond in West-Virginia. Kein Mensch glaubte damals, daß wir eines Tages die Degen ziehen würden und als Feinde voreinanderstehen. Ein sehr englandfreundlicher Mann namens Arnold – wenn ich mich nicht irre, lautete sein Vorname tatsächlich Benedict – veranstaltete einen Christmas-Ball für die englische Garnison, und auf diesem Ball lernte ich Mary, seine Tochter, kennen. Sie war damals 20 Jahre alt. Sie war schön wie eine Rose.“

Clinton grinste. „Sparen Sie sich Einzelheiten. Ich kenne Sie ja. Ich weiß schon jetzt, wie die Geschichte weitergeht.“

„Nur noch eine kleine Episode, Sir, wenn Sie gestatten. Schon im Frühjahr des nächsten

Jahres führten Mary und ich anläßlich eines Hausfestes bei der Familie Arnold ein kleines Theaterstück auf. Es hieß ‚Edelmann und Courtisane‘ und wurde von den zwei im Titel genannten Personen bestritten, die sich in Dialogen und Monologen abwechselten, ein damals sehr beliebtes Stück von einem unbekannten französischen Autor. Es endet damit, daß der Edelmann die Courtisane ersticht und dann sich selbst, weil er aus dem Zwiespalt seines Herzens nicht mehr herausfindet. Beide Personen sprechen höchst geschraubte und vornehme Sachen über ihre Gefühle, so daß man eigentlich die ‚Courtisane‘ für eine Edelfrau halten könnte. Nur der Titel sagt dem Publikum, daß diese Dame nicht besonders edel ist.“

Clinton wurde ungeduldig. „Kommen wir zur Sache. Wie standen Sie zu dem Vater Marys? Sollten Sie sein Schwiegersohn werden.“

„Eine Zeitlang sah es so aus. Dann kam der Krieg. Wir wurden auseinandergerissen. Ich geriet in Gefangenschaft.“

„Wenn der Arnold von West-Point Marys Vater ist: Hätten Sie Lust, in meinem Auftrag zu ihm zu gehen? Oder besteht Grund zu der Annahme, daß er Sie unfreundlich empfangen wird?“

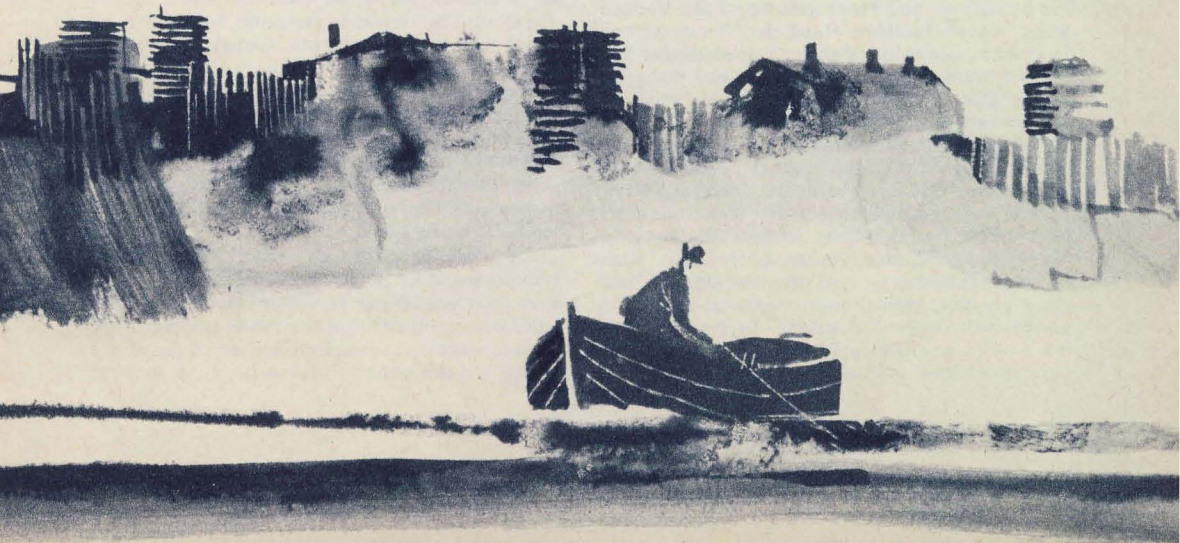
Am 19. September 1780 fuhr ein kleines englisches Segelboot, die „Vulture“, den East-River abwärts und nahm Kurs auf West-Point am Eingang zum Hudson-River. Sie hatte am Mast eine weiße Flagge gehißt, was Waffenstillstand und Verhandlung bedeutete, deshalb konnte sie an den Gewehr- und Kanonenmündungen, die aus den amerikanischen Befestigungen auf dem Westufer des Hudson-Rivers herausahen, unbehindert vorbeisegeln. Leutnant Smith, der Beauftragte Arnolds, war mit seinem Wägelchen, als Kupferschmied verkleidet, vor vier Wochen wieder aus New York abgezogen und hatte die Botschaft mitgenommen, daß am 19. September Major André, der Adjutant Clintons, auf der „Vulture“ nach West-Point kommen würde, um alle weiteren Verhandlungen zu führen. Man hatte vereinbart, den Amerikanern in West-Point und anderswo zu erzählen, daß von der „Vulture“ aus Verhandlungen

über das konfiszierte Eigentum des Engländers Robinson geführt werden sollten, in dessen Haus Benedict Arnold sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Major André lehnt am Mast des Schiffes in der Pose aller berühmten Seefahrer: Den goldbetreßten Dreispitz kühn auf der Perücke, die eine Hand in die ausgearbeitete Taille des blauen Rockes gestemmt, mit der anderen das einäugige Fernrohr vor dem rechten Auge haltend. Der ihn begleitende Matrose läßt den Anker herunter, denn man hat den verabredeten Punkt vor dem Ufer West-Points erreicht. aber John müßte lügen, wollte er behaupten, durch seine Röhre irgend etwas zu sehen außer steilen Festungswänden und den schwarzen Mäulern auf ihn gerichteter Kanonen. Von dem freundlich winkenden „Schwiegervater“ und der schönen reizenden Mary kann keine Rede sein.

Vielleicht ist das Ganze doch eine Falle? Aber lohnt sich der Aufwand, um einen Adjutanten festzunehmen?

Sie warten. Plötzlich gibt es eine kleine Bewegung am Ufer. Ein Mann, der etwas im Arm hält, steigt in ein Ruderboot und rudert auf die „Vulture“ zu. Beim Näherkommen des Bootes sieht André in seinem Fernrohr, daß es der gute Leutnant Smith selbst ist, der herandrudert. Er hat ein kleines Paket bei sich. Sicher Zeichnungen der Befestigungsanlagen und weitere Angaben, denkt André. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, in dem Paket eine Perücke, eine rote Samtweste, einen edelsteinbesetzten Dolch, ein Textbuch des Theaterstückes „Edelmann und Courtisane“, um das eine gelbe Seidenschleife gebunden ist, sowie eine dickbauchige Flasche harten Aquavits vorzufinden, den Marys Vater damals vor sechs Jahren in Richmond seinem Gast besonders ans Herz zu legen pflegte, da er ihn selbst aus Weizenkörnern gebrannt hatte? Jetzt fällt ihm auch ein, was diese Requisiten bedeuten: Es sind Kleidungsstücke der Aufführung vor sechs Jahren, die gelbe Seidenschleife trug Mary, die Courtisane, an ihrem tief entblößten Busen, sie sendet ihm diesen Gruß, um ihn davon zu



überzeugen, daß das Ganze keine militärische Falle, sondern höchstens eine jener angenehmen Fallen ist, in denen ein Mann sich plötzlich mit einer schönen und sympathischen weiblichen Person eingesperrt finden kann.

Mit Leutnant Smith geht er an Land. Smith ist äußerst höflich, er läßt André den Vortritt, nimmt ihm weder Degen noch Pistole ab und redet ihn mit „Sir“ an. Bitte, Sir, diesen schmalen Fußweg zwischen Festungsmauern und Gebüsch, in wenigen Minuten macht der Weg eine Krümmung, dann werden Sie das Häuschen erblicken, in dem General Arnold Sie erwartet.

André ist erregt, er ahnt, daß Mary auf ihn wartet, daß er Mary wiedersehen wird. Er hat fast vergessen, weshalb er hier ist. Eine Rose wartet auf ihn.

Aber nun ist das Häuschen da, und der alte Benedict Arnold umarmt ihn, und im Hintergrund, im Schatten des Korridors, steht eine Frau, ein undeutlicher Schimmer von etwas Weißlichem. Noch bevor André genauer hingesehen hat und die Frau näher an ihn herangetreten ist, merkt er an dem Erlöschen seiner Spannung, an der plötzlichen Nüchternheit, die ihn überkommt, wie das Erwachen aus einem Traum, daß das nicht Mary ist, nicht die Rose, von der er sechs Jahre lang geträumt hat. Sie ist älter geworden. Sie lächelt krampfhaft und unfrei. Anstatt ihren hübschen Busen zu zeigen, trägt sie ein streng bis zum Hals geschlossenes Kleid. Ihre Haare, vor sechs Jahren hellblond und gelockt, sind dunkel und puritanisch glatt. Dann erfährt er: Sie ist verlobt mit einem amerikanischen Offizier, der nicht wissen darf, daß sie sich hier mit André trifft, sie gehört einem anderen Mann und einer anderen Welt, mit ihm, John, hat sie nichts mehr zu schaffen.

Er ist höflich, fühlbar kühl. Er übernachtet in dem Haus, ohne sich zu wünschen, daß sie zu ihm kommt, und sie kommt auch nicht. Was für eine gewöhnliche Frau! Mit sechs Zeichnungen der Befestigungsanlagen in der Tasche, die deutlich den schwachen Punkt der West-Point-Verteidigung zeigen, und einer Liste mit genauen Angaben über Schußkraft der Kanonen, Mannschaften und Wachtpostenwechsel verläßt John am nächsten Morgen wie im Traum West-Point, vom alten Arnold noch einmal umarmt, mit einem höflich gezierten Kuß auf Marys Fingerspitzen und einer gleichzeitigen Verbeugung, wobei die linke Hand den Dreispitz vors Herz hält, das seine Wahrheit nicht länger verbergen kann. Lebe wohl, Mary! Lebe wohl, Jugend! Der Edelmann verabschiedet sich für immer von seiner Courtesane.

Unter der falschen weißen Flagge, an den amerikanischen Stellungen vorbei, verlassen sie den Hudson-River, sie müssen in den East-River hinein und nordwärts segeln, wenn sie nach New York zurückkehren wollen. Da der englische Matrose, der André herbrachte, nicht mehr aufzufinden ist und offenbar seinen Übergang zu den Amerikanern vollzog, soll Leutnant Smith seinen Schützling auf der „Vulture“ bis zu den englischen Linien begleiten; er hat vorsichtshalber wieder seinen Klemperladen

eingepackt, falls er auf Umwegen heimreisen muß. Zum Abschied bekam John noch einen Brief von Marys Vater, in dem es heißt: „Major John André ist mir als Parlamentär General Clintons bekannt und hat mit mir Verhandlungen über das von mir in West-Point konfiszierte Eigentum Sir Robinsons geführt. Brigadegeneral Benedict Arnold.“ Aber die Amerikaner haben inzwischen auch den Eingang zum East-River besetzt, und als ob unter ihnen Marys Verlobter ist, der von Johns Besuch in West-Point erfahren hat, schießen sie auf die „Vulture“, ohne Rücksicht auf die weiße Flagge, so daß das Schiff nach Süden abgedrängt wird und André und Smith schließlich weit unten vor Anker gehen, vor flachem Weideland, auf dem Pferde grasen.

In der Dämmerung verlassen sie das Boot, als Zivilisten verkleidet, John hat die Papiere, die er von Arnold bekommen hat, in seine weiten Schäfte gestopft, Mister Smith wird wieder wandernder Kupferschmied und zieht sein Wägelchen hinter sich her. Sie trennen sich, jeder will versuchen, zu den Seinen zu gelangen. Auf einem der grasenden Pferde, das er sich eingefangen hat, hofft John André, nach New York hinaufzureiten, als er sich plötzlich, nach einer halben Stunde, drei unfreundlichen Männern gegenüber sieht, die amerikanische Hüte tragen und die Pistolen auf ihn richten.

Offen gestanden, seit heute morgen, seit dem gezierten und etwas ironischen Kuß auf Marys Fingerspitzen, ist ihm, als ob er träume. Nur eins ist ihm deutlich: Die Merkwürdigkeit des Lebens, das sich von der Jugend entfernt. Er sah den ganzen Tag die Mary von Anno 1774 vor sich und die Mary von Anno 1780, und er wußte, daß er selbst alt wurde, daß sich dieses Schauerliche an ihm vollzog, bei vollem Bewußtsein zusehen zu müssen, wie die Zeit vorwärtsging und die Jugend zurückblieb, blaß wurde, sich verflüchtigte wie Rauch.

Deshalb sagt er traumverloren zu den drei unfreundlichen Männern, von denen er glaubt, es seien Loyalisten, und sie würden sich freuen, ihn kennenzulernen:

„Liebe Leute, regt euch nicht auf, ich bin ein englischer Offizier und reite nach New York, ihr werdet doch nichts dagegen haben. Wenn ihr Geld braucht, könnt ihr welches haben, hier ist ein Beutel mit hundert Dukaten, bitte sehr, bedient euch, nur erlaubt mir, weiterzureisen, ich habe es eilig.“

Sie fangen den Beutel auf, den er ihnen zugeworfen hatte. „Ein englisches Schwein“, sagt einer zum anderen und gibt damit zu verstehen, daß sie keine Loyalisten sind.

„Gut, hier ist noch ein Beutel mit Dukaten, und nehmt das Pferd dazu, aber laßt mich laufen, ich habe keine Zeit.“

„Unser Pferd will er uns geben“, ruft der eine, und der andere: „Er hat keine Zeit.“

Erst jetzt erwacht er zu vollem Bewußtsein, als sie ihn vom Pferd herunterziehen und mit ihren Pistolenläufen vorwärtsstoßen zu einer Hütte, in der sie ihn genau untersuchen und ihm vor



allen Dingen die prächtigen Schaftstiefel ausziehen, wobei sie natürlich die verräterischen Papiere finden. Es nutzt nichts, daß er ihnen den Brief von Benedict Arnold zeigt, sie sind amerikanische Hilfssheriffs, das merkt er schon, sie binden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, setzen ihn auf ein Pferd und reiten mit ihm zu Oberst Jamison, der eine halbe Stunde weiter südlich sein Quartier hat.

„Was machen wir mit Ihnen, Major?“ sagt Jamison verlegen, nachdem er die Papiere und auch den Brief Arnolds durchstudiert hat. „Sie haben mit General Arnold über das Eigentum von Sir Robinson verhandelt und nebenbei verdammt gute Beobachtungen gemacht, die Sie aufgezeichnet haben, Sie haben also das Vertrauen General Arnolds mißbraucht. Ich schicke einen Boten zu General Arnold, soll er entscheiden, was mit Ihnen zu geschehen hat.“

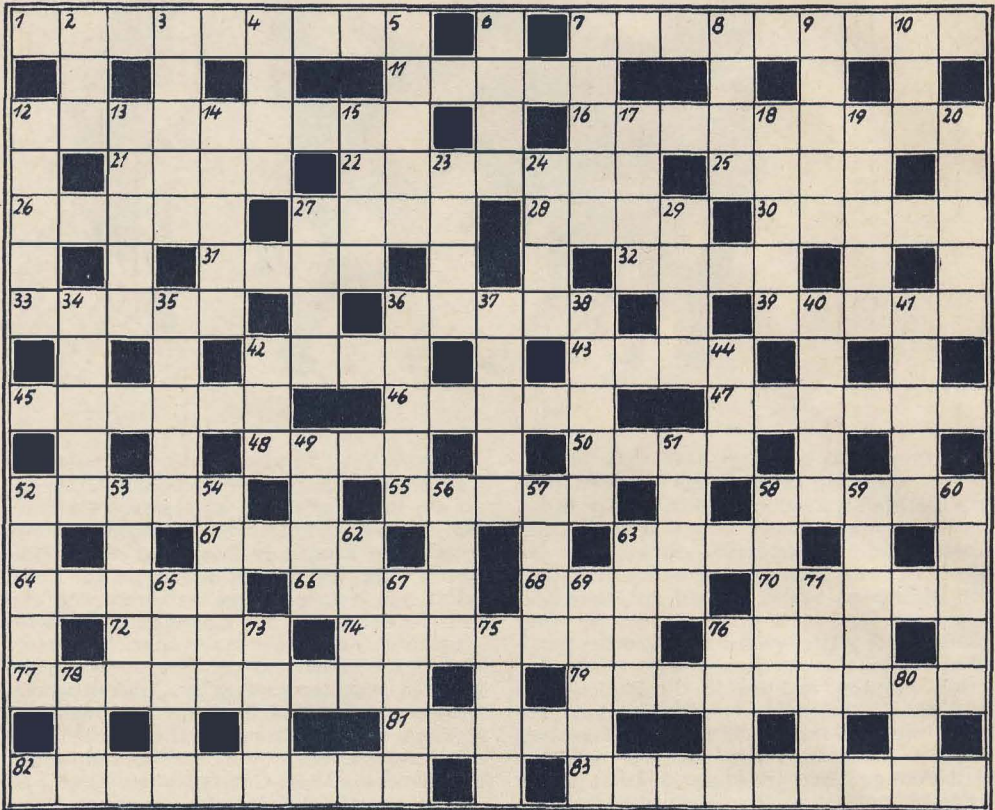
Ein Lichtstrahl Hoffnung: Marys Vater wird kommen und ihn befreien. Er saß in der Klemme, er hatte einen Fehler begangen, er hatte geträumt. Ein Soldat in Kriegszeiten darf aber nicht träumen. Hätte er den Hilfssheriffs irgendeinen Unsinn erzählt, dann hätten sie ihn nicht aufgehalten. Aber Mary hatte seine Knochen weich gemacht, und er hatte nicht gemerkt, daß er im Begriffe stand, seinen Abschied von der Jugend endgültiger zu machen als nötig.

Was Benedict Arnold tat, als ihm die Hiobsbotschaft von einem Reiter überbracht wurde, ist unbekannt. Anscheinend bestieg er ein Pferd und ritt nach dem Süden hinunter, um seinem Freund André zur Hilfe zu eilen. Unterwegs beschlichen ihn Zweifel, ob es ihm gelingen würde, André zu befreien und sich selbst herauszuhalten. Da sah er plötzlich unten im Süden, gegenüber einem weiten Weideland, die „Vulture“ vor Anker liegen. Kurz entschlossen sprang er ins Wasser, schwamm zu dem Boot hinüber und kletterte hinauf. Es glückte ihm, an Hudson- und East-River vorbeizumanövrieren, unbehelligt das offene Meer zu erreichen, und in hohem Bogen an der Küste vorbei nach Norden zu segeln. So gelangte er zu Clinton

nach New York. Clinton erfuhr, was geschehen war. Er sandte mit einem berittenen Parlamentär ein Protestschreiben an General Washington, in dem er gegen die Verhaftung seines Adjutanten Einspruch erhob und diesen Einspruch damit begründete, daß André auf einem Schiff mit weißer Flagge gefahren war und nach Anweisungen des amerikanischen Kommandanten Arnold gehandelt habe. Daß dieser Arnold inzwischen zu den Engländern übergelaufen war, verschwieg er. Oberstleutnant Jamison hatte André, da General Arnold nicht erschien, an Washington weitergegeben, der am 29. April einen Militärgerichtshof einberief, bestehend aus sechs Generalmajoren und acht Brigadegenerälen. Dem Boten Clintons erklärte Washington grimmig: Die Umstände erlaubten keine Ausnahme vom Kriegsrecht. Der Militärgerichtshof beschloß einstimmig, André am 2. Oktober als englischen Spion aufhängen zu lassen. Die Befestigung West-Points, die Wachablösungen wurden so verändert, daß Andrés Aufzeichnungen wertlos wurden. Niemals wurde West-Point von den Engländern erobert. Am Morgen des 2. Oktober führte ein junger amerikanischer Leutnant André zum Galgen. André war ruhig und gefaßt. Wieder träumte er, das Leben erschien ihm wie ein Traum. Was war eigentlich geschehen? Er war träumend hineingeglitten in diese Sache, und die Sache glitt weiter wie ein Traum. Bibel und Geistlichen hatte er abgelehnt, er war auf seine Weise gefaßt. „Fürchten Sie sich nicht?“ fragte ihn der amerikanische Leutnant leise. „Im Herbst fallen die Blätter“, antwortete André abwesend. „Das Leben ist ein ständiges Gleiten zum Tod.“ Es wird berichtet, daß dem jungen Leutnant Tränen in die Augen traten. „Herr Captain, Herr Captain“, sagte er leise, „jetzt gib dir gut Rezepten.“ Die Spottverse Andrés waren sogar in der amerikanischen Armee bekannt.

John André lächelte. Lächelnd ließ er sich die Schlinge um den Hals legen.

Selbst der Henker sagte später, er habe nur widerwillig seines Amtes gewaltet.



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. wichtigster Bestandteil der Kriegskunst, 7. militär. Einheit, 11. Fluß in Frankreich, 12. Ansagerin des DFF, 16. Staat des Warschauer Vertrages, 21. Fischfett, 22. Einheit bei den Luftstreitkräften, 25. Autor des Fernsehfilms „Dr. Schlüter“, 26. Rang-, Dienstbezeichnung, 27. Berg bei Innsbruck, 28. weibl. Vorname, 30. einjähriges Fohlen, 31. Schienenfahrzeug, 32. engl. Schulstadt, 33. Orientierungsmittel, 36. Bekleidungsstück, 39. Oper von Puccini, 42. schott. Insel, 43. süd-amerikan. Hauptstadt, 45. Schiffsseil, 46. Überschlagesprung, 47. weihnachtl. Gebäck, 48. Wasservogel, 50. Leibriemen, 52. Postsendung, 55. Verladevorrichtung, 58. sagenhafter Gründer Roms, 61. Erfinder des Gasglühlichts, 63. letzter Ostgotenkönig, 64. bulgar. Lyriker, 66. altes Längenmaß, 68. Stadt in Mittelfrankreich, 70. größter ital. Dichter, 72. männl. Vorname, 74. Art der Gefechtsicherung, 76. System von Tarnbezeichnungen, 77. Pionier des Turnsports, 79. Strahlungsmesser, 81. estn. Stadt, 82.

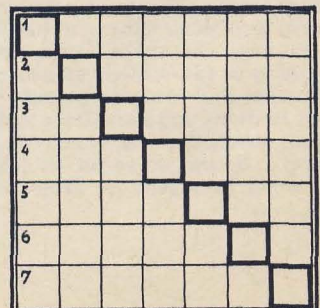
Schwingungsweite einer Welle während einer Periode, 83. aufsehen-erregendes Ereignis.

Senkrecht: 2. Durchfahrt, 3. Führer des Hamburger Roten Frontkämpferbundes, 4. Schwung, 5. Roman von G. Nikolajewa, 6. Autor des Dramas „Zyankali“, 7. Führer der deutschen Arbeiterbewegung, 8. Sinnesorgan, 9. ital. Filmschauspieler, 10. feierl. Gedicht, 12. Stoffabverfahren, 13. Marderart, 14. Bezirk der DDR, 15. Rauchfang, 17. Laubbaum, 18. Spion, 19. kleines Raubtier, 20. estn. Hafenstadt, 23. Wasserpflanze, 24. Tatsache, 27. Staat in Vorderasien, 29. Elementarteilchen, 34. Teil des Mittelmeeres, 35. Trinkgefäß, 36. Fluß zur Nordsee, 37. orient. Gruß, 38. Loblied, 40. Stadt in Polen, 41. Stadt im Bez. Cottbus, 42. Gewässer, 44. Baumteil, 49. küstennahe Sogströmung, 51. dän. Insel, 52. landwirtsch. Gerät, 53. Schweifstern, 54. längster Fluß Zentralasiens, 56. Blutgefäß, 57. süd-amerik. Staat, 58. Stadt in Polen, 59. franz. Maler, 60. Sportwurfgerät, 62. weibl. Vorname, 63. westafrikan. Staat, 65. Singvogel, 67. Teil des Funkgerätes, 69. Hauptfluß Paki-

stans, 71. Alchimist, Goldmacher, 73. Gasgemisch der Atmosphäre, 75. Pelztier, 76. Zuschlagstoff des Betons, 78. Stadt an der Donau, 80. alter Name Tokios.

FULLRÄTSEL

Aus den Buchstaben AAA B DD EEEEE GG II KKK NNNNN OOOO P RRRRRR SSSS TT UUUUUU W Y sind folgende Begriffe zu bilden: 1. militär. Unterkunft, 2. Bezirk der DDR, 3. Staat in Südamerika, 4. Vogel der Antarktis, 5. amerikan. Negersänger, 6. russ. Feldherr, Bezwingen Napoleons, 7. Uranbrenner. Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale den Namen einer klingenden Zeitung der Sowjetunion.



SILBENKREUZWORTRÄTSEL

1		2		3		4
		5	6			
7	8				9	
	10			11		
12			13		14	15
		16		17		
18				19		

Waagerecht: 1. Marschordnung, 3. Schallerzeuger, 5. altgriech. Kolonialstadt in Kleinasien (berühmter Altar), 7. Hafenstadt in Brasilien, 9. Reinigungsmittel, 10. Raubvogel, 11. sowj. Mondrakete, 12. europ. Inselbewohner, 14. männl. Singstimme, 16. Geschoßdurchmesser, 18. Speise- und Aufenthaltsraum, 19. Orchester.

Senkrecht: 1. Währung in der ČSSR, 2. elektrotechn. Dämpfungsmaß, 3. deutscher Filmschauspieler, 4. chilen. Dichter, 6. Bestandteil, 8. Wasserstauanlage, 9. Musikstück, 12. Stadt in Mittelsibirien am Jenissei, 13. Staat in Afrika, 15. Senkrechte in der Flächenlehre, 16. Stadt in Nigeria, 17. Bad an der Ilm.

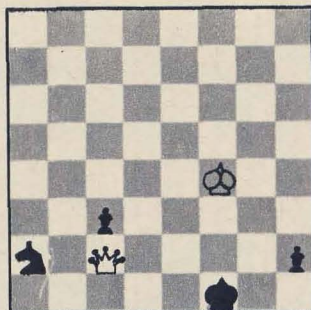
SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bit – com – e – es – ex – flat – gor – gel – gi – gie – hau – kor – le – mei – ment – nat – ni – on – op – pe – po – pu – ra – re – sex – son – sprie – ster – stra – tant – taps – te – te – ter – ti – tik – til – wacht – ze sind vierzehn Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Waffe der Artillerie. 1. Truppenstandort, 2. Ausstellungsstück, 3. Winkelmeßgerät, 4. elektronische Datenverarbeitungsanlage, 5. Geschütz, 6. Linsensystem, 7. wichtiger Bestandteil der Kriegskunst, 8. Bügel für die Plane eines Kfz., 9. Dienstgrad, 10. Nachschubgebiet, 11. Truppenteil, 12. Schiffsverband, 13. militär. Geleitz, 14. tägl. Verpflegungssatz.

GEKOPPELT

See – Hof – Schicht – Straße – Thesen – Blende – Lager – Stein – Gast. Vor jedes dieser Wörter ist ein zweites zu setzen, so daß neue Begriffe entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe nennen einen Großtransportbehälter. Zur Verwendung kommen: Nacht – Ruder – Chiem – April – Eisen – Ober – Iris – Takt – Nadel.

SCHACH



Matt in drei Zügen (O. Dehler).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 6/1968

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Tschulkow, 7. Karthotek, 11. Ilawa, 12. Karavella, 16. Dekabrist, 21. Esel, 22. Antares, 25. Band, 26. Reger, 27. Rose, 28. Arta, 30. Siena, 31. Nias, 32. Eder, 33. Ebene, 35. Arles, 38. Atlas, 40. Eber, 41. Ehre, 43. Planet, 44. Taman, 45. Merino, 46. Amme, 48. Akku, 50. Namur, 53. Kunst, 56. Husum, 58. Oslo, 60. Elba, 61. Elend, 63. Emse, 65. Mali, 67. Salut, 69. Neer, 71. Sprosse, 73. Reka, 74. Treblinka, 76. Indikator, 78. Nelke, 79. Koalition, 80. Navigator. – Senkrecht: 2. Spa, 3. Haase, 4. Igel, 5. Wiens, 6. Kama, 7. Kader, 8. Trab, 9. Terni, 10. Eis, 12. Korrespondent, 13. Regle, 14. Verne, 15. Laos, 17. Este, 18. Basra, 19. Ideal, 20. Transformator, 23. Teer, 24. Rate, 27. Raab, 29. Ader, 34. Nandu, 35. Artek, 36. Lumen, 37. Senat, 39. Tartu, 40. Eta, 42. Emu, 47. Mole, 49. Kali, 51. Miene, 52. Rodel, 54. Ufer, 55. Sims, 56. Hasek, 57. Salat, 59. Omsk, 60. Elen, 62. Nebel, 64. Spann, 66. Asien, 68. Akaba, 70. Rist, 72. Orly, 73. Rigi, 75. Rio, 77. Ono.

AUS ZWEI WIRD EINS: Reisende, Orientale, Tonerde, Ersatzteil, Brustwehr, Auerhahn, Regenpfeifer, Eulenspiegel, Terrasse, Tangente, Echolot. – „Rote Barette“.

KREUZGITTER. Waagerecht: Oper (14), Mako (33), Werner (2), Illi (28), Adda (1), Aral (19), Nase (18), Ladung (5), Bukarest (7), Kommando (4), Ernani (26), Tato (41), Berg (12), Real (38), Lee (31), Kopeke (16), Laue (32), Lauf (9). – Senkrecht: Peru (36), Rila (39), Mine (6), Kast (35), Ode (35), Wal (11), Rad (15),

Ern (27), Abbe (20), Aken (21), Ast (23), Alm (24), Urne (13), Grog (3), Ren (40), Lot (10), Kola (42), Mole (34), Abel (8), Drau (25), Rho (37), Ale (22), Ire (29), Tal (17).

VERBAUTES: „Tradition in der Armee hat es zu sein, an der Spitze des Fortschritts zu marschieren.“

SCHACH: Schrittweise überwindet die wO die Gefahren, die ihr auf dem Wege nach e7 drohen, durch 1. De3f1 Sd5 2. De6 Sf6 3. D:e7 matt.

ZUM RECHNEN:

Es sei Richtung

$$\begin{aligned} N 41^\circ 40' O &= \alpha \\ N 23^\circ 50' W &= \beta \\ N 72^\circ 10' W &= \gamma \\ \angle LKW &= \delta \end{aligned}$$

Beim Verlängern der Richtung von W nach L über L hinaus ergibt sich in L der Richtungswinkel $\alpha' = \alpha$.

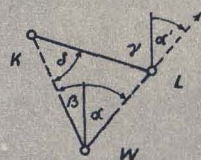
Somit ist:

$$\begin{aligned} (\alpha' + \gamma) - (\alpha + \beta) &= \gamma - \beta = \delta \\ \text{und } \overline{WL} &= \overline{KL} \cdot \frac{\sin \delta}{\sin (\alpha + \beta)} \end{aligned}$$

$$\overline{WL} \approx 9,8 \text{ km}$$

$$\overline{WL} \approx 5,3 \text{ sm}$$

Skizze:



Major Gebauer (Fotos) und
Hauptmann Berchert (Text)
begleiteten

Gelegenheits- matrosen

In rascher Folge dröhnen die Abschüsse der Schiffsartillerie über die Wasserfläche. An der Küste wirbeln die Einschläge riesige Sandwolken empor, die den über den Strand wallenden Morgennebel noch undurchdringlicher erscheinen lassen.

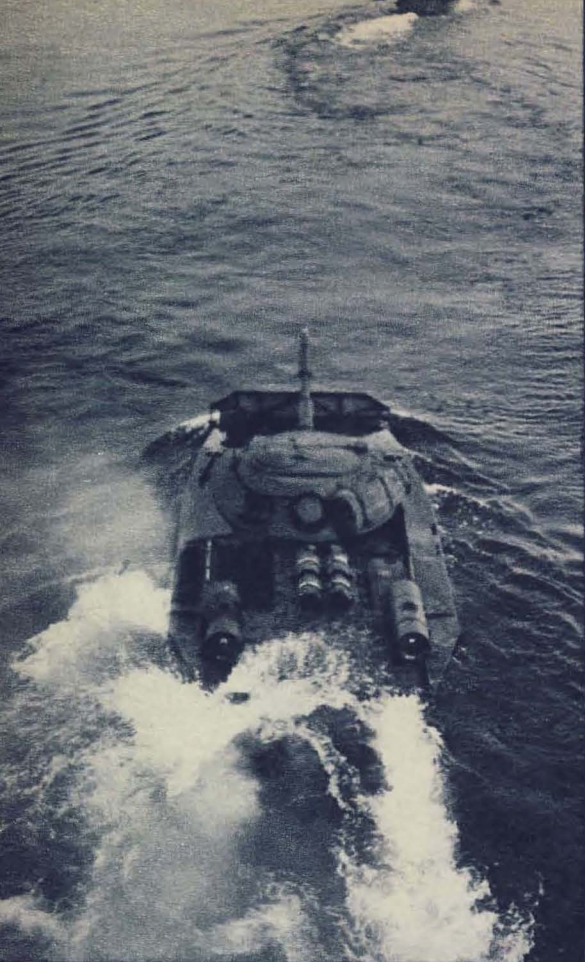
Der Gefechtslärm übertönt fast völlig das Raseln der fallenden Landeklappen, die – an starken Ketten hängend – sich wie mächtige Walfischmäuler öffnen. Doch dann heulen im Laderaum des Landungsschiffes „Hoyerswerda“ – wie auch auf den Schwesterschiffen – die Motoren der Amphibienfahrzeuge auf. Schwimmpanzer, Schützenpanzerwagen und schwere Schwimmwagen gleiten mit aufschäumender Bugwelle ins Meer, streben dem noch weit entfernten Ufer zu.

Als das letzte Fahrzeug dem schier unerschöpflich scheinenden Schlund des Schiffes entquollen ist, regt sich eine einsame Gestalt im dämmerigen Halbdunkel, tritt an die riesige Luke, schaut sekundenlang den davonschwimmenden Waffengefährten hinterher, hebt die Hand und





Es ist nicht einfach, rückwärts ins Schiff zu fahren. Doch die mot. Schützen lernten von der Marine – und legten ein Sprachrohr (Schutzmaskenschlauch!) zum Ohr des Fahrers.



Man sieht es den Landungsschiffen von außen nicht an, was in ihren geräumigen Leib hineinpaßt.

winkt. Dann dreht sich Obermaat Peter Gramer mit einem Ruck um; und während er eine eiserne Leiter hinaufert, um von seinem Schaltpult aus die Landeklappe zu „fahren“, mustert er gewohnheitsmäßig den nun verwaisten riesigen Laderaum. Alles ist in Ordnung, und Bootsmann Gramer nickt zufrieden mit dem Kopf.

Das war beileibe nicht immer so. Wenn er an das erste Seelandetraining der mot. Schützen, das er miterlebte, zurückdenkt – damals hatte es ihn gequält. Nun pflegt ein echter Seemann solche „Gelegenheitsmatrosen“ zunächst so wieso mit einiger Zurückhaltung zu betrachten. Und was er sah, schien seine Meinung nur zu bestätigen. Die Soldaten waren aufgeregt, die Fahrer nervös. Einige ließen im Wasser die Motoren absaufen und mußten wieder herausgeschleppt werden. Andere nahmen die Auffahrt zu schräg und krachten gegen die Landeklappe, daß das Schiff erzitterte. Panzerfahrer versuchten die „Festung“ im Sturm zu nehmen – und blieben stecken. Wütend schimpften Gramer und der LI (Leitende Ingenieur), die im Laderaum die Verantwortung trugen. War es denn so schwer zu begreifen, daß sich hier mit Gewalt nichts ausrichten ließ?

Freilich, die Soldaten waren noch jung, die Fahrer zum Teil neu; die meisten hatten noch nie ein Landungsschiff gesehen. Manche kamen nicht gleich mit den Signalen zurecht; anderen fiel das Rückwärtsfahren im Wasser besonders schwer (es muß ja in Fahrtrichtung angelandet werden!), sie bekamen die Gänge und den Allradantrieb nicht rein, ließen die Kupplung zu hart kommen, gaben zu wild oder zu zaghaft Gas.

Obermaat Gramer und Leutnant zur See Schade, der LI, bekamen sehr schnell mit, daß da Schimpfen auch nichts hilft. Sie wappneten sich mit Geduld, erklärten und beruhigten, gaben Tips und bemühten sich um eine ein-



wandfreie Signalgebung. Allmählich spielten sich „Land und See“ aufeinander ein. Denn auch die Schiffsbesatzung kann viel dazu tun, daß das Ablanden reibungslos klappt. Beispielsweise muß das Schiff mittels Wasserballast richtig ausgetrimmt werden, damit die Landungsklappe gut liegt; bei schwerer See muß besonders sorgfältig geflutet werden, damit das Schiff mit dem Bug tief genug auf Grund kommt.

Fragt man Bootsmann und LI heute, wie sie mit den Genossen der Landstreitkräfte zurechtkommen, dann zeigen sie nicht mit ihrem Lob.

„Bei jeder Übung treffen wir nun gute alte Bekannte“, sagen sie, „das gibt dann ein freudiges Wiedersehen.“

Inzwischen ist es üblich geworden, daß die mot. Schützen, Artilleristen und Panzersoldaten in ihrer Freizeit das Schiff besichtigen, während sich die Matrosen an Land die Technik anschauen. Dabei wird dann so mancher kameradschaftliche Ratschlag ausgetauscht – wie sich das Be- und Entladen am schnellsten organisieren läßt, wie der Laderaum am rationellsten zu nutzen ist, wie man die Technik richtig verzurrt. Dazwischen wird natürlich oft auch eine tüchtige Portion Seemannsgarn versponnen. Fragte ein Soldat: „Wozu setzt ihr denn beim Auslaufen die vielen bunten Wimpel?“ Antwortete im Brustton der Überzeugung ein Matrose: „Das hat nichts weiter auf sich. Damit grüßen wir nur unsere Mädchen an Land!“

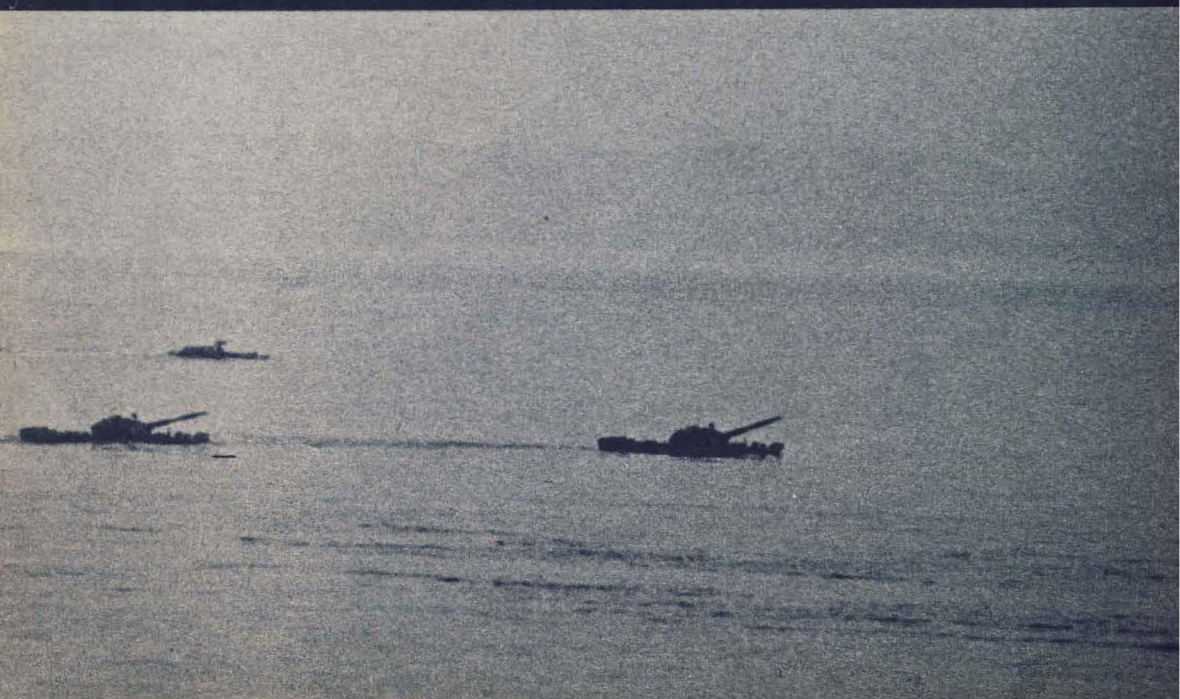
Üblich ist es auch – wenn sich die Landeklappe geschlossen hat, die Laderaumentlüfter heulen, um die Auspuffgase abzusaugen, und die Fahrzeuge verzurrt sind –, daß dann der LI die Genossen in den graugrünen Kampfanzügen im Namen des Kommandanten begrüßt. Er belehrt sie pflichtgemäß über die im Laderaum geltenden Vorschriften, über die wichtigsten Signale und über das Verhalten bei Gefechts-



Besprechung im Laderaum. „Also, das Reinfahren war Klasse“, meint Bootsmann Gramer (links). „Seht zu, daß ihr dann auch wieder so gut von Bord kommt!“ (Rechts im Bild Leutnant zur See Schade, der LI.)



Im Bauche des „Walfisches“.



alarm. Doch dann stellt er ihnen auch das Schiff vor, erzählt von dessen Traditionen sowie von den Leistungen der Besatzung und beantwortet schließlich – gemeinsam mit dem Bootsmann – geduldig die unzähligen Fragen.

Auch später findet man LI und Bootsmann immer wieder im Laderaum. Sie strahlen Ruhe aus, muntern Verzagte auf, denen das stundenlange Verharren in dem abgeschlossenen, nur schwach erleuchteten Raum – in dem es verständlicherweise streng verboten ist zu rauchen – zu stark an den Nerven zerrt. Besonders schwere Belastungen bringt in dieser Hinsicht starker Seegang mit sich. Und so mancher Soldat, der verstohlen würgt und schluckt, merkt selbst gar nicht wie grün und ängstlich er im Gesicht aussieht. Aber gerade jene, die sich der Seekrankheit tapfer entgegenstemmen, erwerben sich in hohem Grade die Sympathie der Blaujacken (obzwar unter denen auch nicht alle seefest sind). Und wenn sie dann unmittelbar vor dem Anlanden trotz aller Widrigkeiten kampfbereit auf ihre Fahrzeuge aufsitzen, dann rufen ihnen Bootsmann und LI so manches anerkennende und aufmunternde Wort zu:

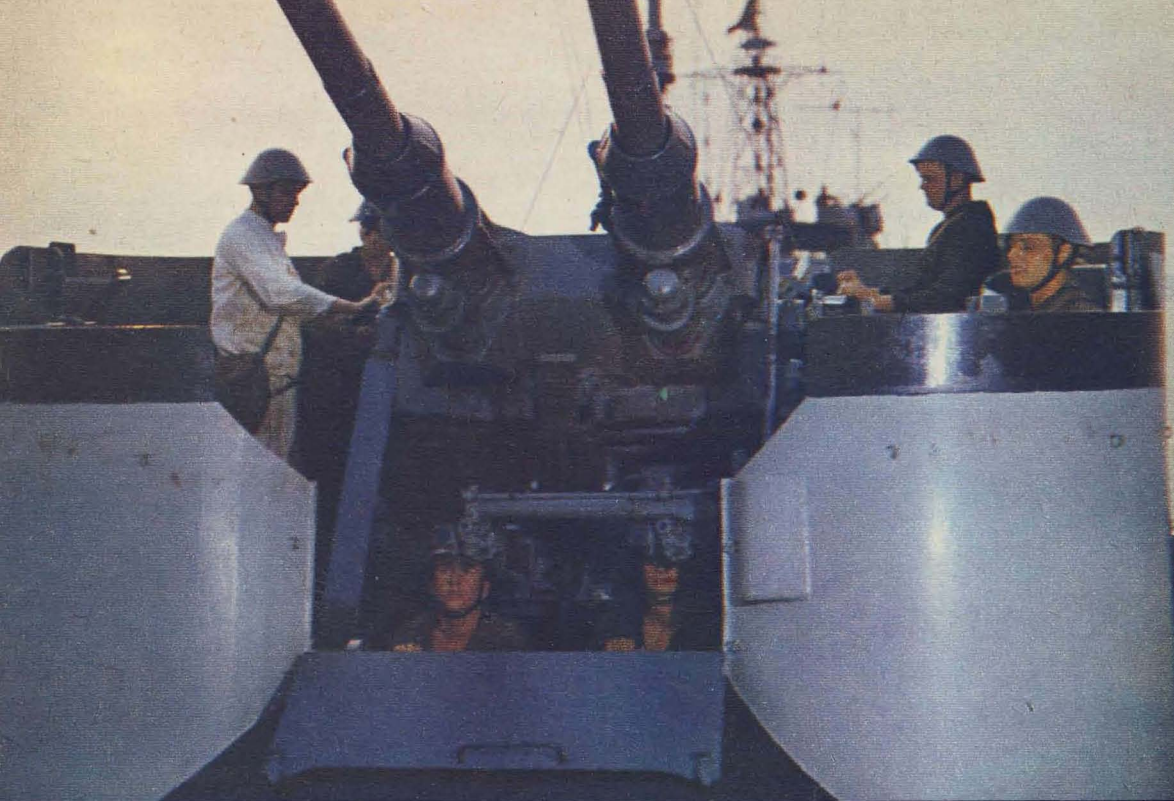
„Habt euch gut gehalten... Viel Erfolg!... Bleibt anständige Kerle!... Auf Wiedersehen, beim nächsten Mal!... Und allzeit gute Fahrt!“



Solange kein Gefechtsalarm ist, dürfen sich jeweils zehn Soldaten „auslüften“. Aber nur mit Schwimmweste!

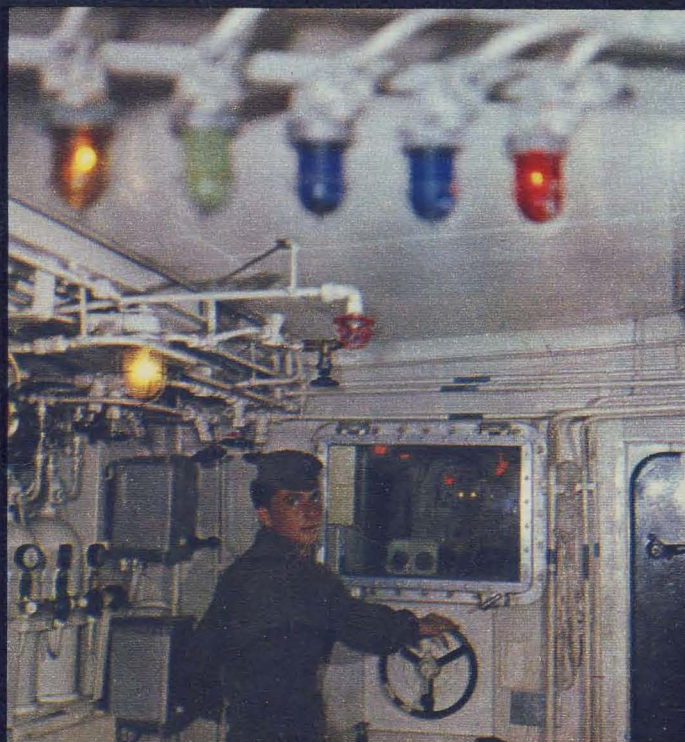
Auch schwere Technik lernt so schwimmen.





▲
Der Gefechtsposten des Smut's
(links) ist keineswegs in der
Kombüse. Zeit zum Umziehen
bleibt ihm bei Alarm
allerdings nicht.

Im schallisolierten Fahrstand
verkünden auch Lichtsignale:
„Gefechtsalarm!“



- 7 Oberst Richter antwortet
- 9 Die Antwort
- 14 Militärtechnische Umschau
- 16 Die aktuelle Umfrage
- 20 Beifallsstürme am Rande der Wüste
- 25 Preise, Preise ...
- 28 Ende gut – alles gut!
- 32 DDR – unser Vaterland
- 36 Vietnamesische Nächte
- 40 Kommt der „Zepp“ wieder?
- 43 Funkpiraten vor Havanna
- 48 Dransker Fischzug
- 52 AR-Cocktail
- 55 Kursker Sommer
- 59 Das Panzerauto heute
- 62 Automaten koppeln Raumflugkörper
- 64 An der Tollense
- 68 Gang durch die Front
- 76 Rundfahrt-Reminiszenzen
- 81 Edelmann und Courtisane
- 88 Gelegenheitsmatrosen

„Armee-Rundschau“, Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Uszcek · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jifi Blecha, Prag; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulow, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Ltz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee“ in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. Mai 1968

Fotos: Gebauer (23) Titel, S. 3, 7, 8, 48, 49, 50, 51, 59, 61, 88, 89, 90, 91, 92, 93; Siopak (1) S. 15; Staatl. Museen Berlin (3) S. 16, 18, 19; Wolf (2) S. 21, 22; Kindt (1) S. 22; Uhlenhut (5) S. 28, 30, 33, 74; Nichifor (2) S. 34, 35; Zentralbild (2) S. 36, 38; „Zolnierz Polski“ (1) S. 36; Archiv (12) S. 40, 42, 60, 61, 72, 73, 78; Schicht (3) S. 43, 44, 45; Armeefilmstudio (1) S. 52; Kronfeld (1) S. 53; Klöppel (2) S. 54, 59; Wiese (2) S. 64, 65; Naumann (1) S. 66; Sengpfehl (1) S. 67; Privot (2) S. 68, 69; Novotny (1) S. 73; Bach (3) S. 76, 79, 80; Raddatz (1) Rücktitel.

TITELBILD: Grenzstreife im Einsatz

Jeden Monat ein neues Programm. In jedem Programm neue Tänze, dazu Mitstudium der Zweitbesetzung, ergeben etwa 100 Choreographien im Jahr, die zu lernen sind – und zu tanzen! Abend für Abend, an den Wochenenden auch nachmittags. Aus dem Girllkostüm in die Czardas-Stiefel, von da in Rüschchen, Mieder und Can-Can-Schuhe, eine blonde Pertücke – eine rote, aus Tütü, Trikot und Spitzenschuhen in Flitter, Federn und Fächer zum Finale. Das ist der Abend einer Tänzerin beim größten Revueballettensemble Europas, im Friedrichstadt-Palast Berlin. Und nach dem letzten Tanz Schminke und Puder weg, Dusche, Heimweg per S-Bahn und schnell geschlafen. Am Morgen beginnt man zeitig mit Training, Proben und Anproben. Tänze und Kostüme müssen gleichermaßen „sitzen“! „Freizeit“! Gibt es kaum“.



STAR-Palette

sagt Karin Heske. „Wenn wir nicht im Palast sind, arbeiten wir im DEFA- oder Fernsehstudio“. In gut 20 Filmen hat sie schon vor der Kamera gestanden. Nach Rumänien, Polen, Ungarn und der Sowjetunion führten sie Gastspiele mit dem Palastensemble. Als zweite von links – oder erste von rechts der Gruppe. Zur Revue ist Karin gekommen, weil sie eine so „überragende“ Tänzerin war, daß sie mit ihrer Größe von 1,72 m an jeder anderen Bühne das Ballett in den Schatten stellte. Beim Palast ist das eine der vielen nötigen Voraussetzungen. Eigentlich wollte Karin klassische Ballerina werden. Als sie dreizehn war, sah sie beim ersten Berlin-Gastspiel des Bolschoi-Balletts Galina Ulanowa. Sie wurde ihr großes Vorbild. Karin begann im Kinderballett des Zentralhauses der Jungen Pioniere, und mit vierzehn wurde sie aus einer Vielzahl von Bewerberinnen in die Staatliche Ballettschule aufgenommen. Neben Tanz standen Anatomie, Ästhetik, Literatur, Musik- und Kunstgeschichte, Russisch und Französisch auf dem Lehrplan. Unter den acht Mädchen, die es bis zur Abschlußprüfung schafften, war auch Karin. Ein Jahr tanzte sie am Staatstheater Schwerin – mit strengem Scheitel und klassischem Stil – bis sie zum Palast kam. Jetzt fühlt sie sich bei Revue, Film und heiterer Muse ganz zu Hause.

Helga Heine

Geflüunkert

von Paul Klimpe

